



offene tür

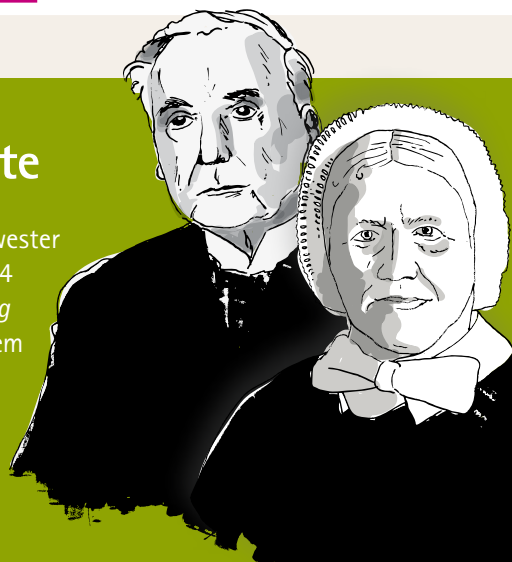
Das Magazin der Stiftung kreuznacher diakonie

80. Jahrgang · ISSN 0942-2552

Jubiläum
Sonderausgabe

Erläuterung der Zitate

Gründer Pfarrer Hugo Reich und Schwester Eugenie Michels, Vorsteherin von 1894 bis 1931, haben die Arbeit der *Stiftung kreuznacher diakonie* geprägt. Zu jedem Artikel in diesem Heft findet sich ein Zitat von einem der beiden. Dadurch entsteht eine Verbindung zwischen dem Gestern, Heute und Morgen.



4 – 6

Mama mit 14

Die gemeinsame Zeit von Denise Zang und ihrer Tochter Kimberly begann in der Mutter-Kind-Gruppe

40 – 42

Herkules und Heinzelmännchen

Der Service hinter den Kulissen lässt den Betrieb laufen



19 – 21

Am richtigen Platz

In der Bethesda Schule erhält der elfjährige Julius Förderung und Therapie



46 – 48

Mit neuer Hüfte ganz die Alte

Friedlinde Strauss steht wieder voll im Leben



guten tag

3

125+

4 – 54

- Mama mit 14 – zwischen Englischvokabeln und Windeln wechseln 4 – 6
- Diakone und Diakonissen – Konkurrenz oder Ergänzung? 7 – 9
- Statthalter auf Zeit 10 – 12
- In diesen Zeiten mitreden wollen 13 – 15
- Gekommen um zu gehen 16 – 18
- Genau am richtigen Platz 19 – 21

- Teilhabepäne, Feuer und Eier mit Speck 22 – 24
- Zwischen nüchterner Dokumentation und herzlichen Begegnungen 25, 32 – 33
- Wussten Sie schon? 27 – 30
- Jeder hat das Recht auf Arbeit 34 – 36
- „Wir können uns alles ansehen, keine Geheimnisse“ 37 – 39
- Von Herkules und Heinzelmännchen 40 – 42
- Eine Handvoll Mensch 43 – 45
- Mit neuer Hüfte wieder ganz die Alte 46 – 48
- Langer Lauf zurück ins Leben 49 – 51
- Vollzeitertezieher in Teilzeit 52 – 54

ihre hilfe

55

vorschau

55

termine

56

27 – 30

Wussten Sie schon?

Geschichten, Zahlen und Ereignisse aus 125 Jahren Stiftung kreuznacher diakonie



impressum

offene tür – Jubiläumsausgabe Nr. 2|2014, 80. Jahrgang, Mai 2014, 20.000 Exemplare, erscheint viermal im Jahr, ISSN 0942-2552
 Herausgeberin: Stiftung kreuznacher diakonie, Kirchliche Stiftung des öffentlichen Rechts, Ringstraße 58, 55543 Bad Kreuznach
 Verantwortlich: der Vorstand | Redaktion: Georg Scheffler-Borngässer (gsb), Nadja Winter (nw), Benedikt Schöffler (bs), Susanne Hilbertz (sh), Heiko Schmitt (hs), Sonja Unger (su), Gabi Holzhäuser-Waschke (gh), Christian Schucht (cs) | Artwork: Anja Lill · Referentin Medien & Design
 Druck: odd GmbH & Co. KG Print & Medien, Bad Kreuznach. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung. Mitglied im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (gep). Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 27.8.2014 Telefon: 0671/605-3858 | E-Mail: info@kreuznacherdiakonie.de | Internet: www.kreuznacherdiakonie.de



Liebe Leserinnen und Leser,

„nicht aufhören anzufangen · 125+“ ist der Leitsatz des Jubiläumsjahres 2014. Er hat sich seit dem 100. Geburtstag der *kreuznacher diakonie* auf den ersten Blick wenig verändert. Das 1989 geprägte Motto „nicht aufhören anzufangen“ wurde im vergangenen Vierteljahrhundert Teil unserer Tradition und unseres Auftrages. Das ergänzende „+“ weist auf die Anforderungen hin, denen sich die *Stiftung kreuznacher diakonie* heute und zukünftig stellen muss. Eine Zukunft, die uns bei knapper werdenden Mitteln viel Kreativität, Flexibilität und neue Organisationsstrukturen unserer Einsatzfelder abverlangen wird. Wir wollen unsere Angebote weiterentwickeln. Wir arbeiten mit an der Inklusion von benachteiligten Menschen, einem modernen Gesundheitswesen und einer würdevollen Begleitung von Menschen im Alter. Die *kreuznacher diakonie* wurde gegründet, um Menschen in Not beizustehen. Damals wie heute lassen sich Menschen anrühren und gewinnen, um mit einer hohen Fachlichkeit zu helfen. Dies wollen wir auch in Zukunft: „nicht aufhören anzufangen“. Diese Ausgabe der „offenen tür“ ist ein Versuch, die Gründer der *Stiftung kreuznacher diakonie* zu Wort kommen zu lassen. Vieles, was uns heute beschäftigt, haben auch Hugo Reich und Eugenie Michels in ihrem Planen und Handeln beeinflusst. Zudem hat die „offene tür“ eine zweifache Aufgabe. Sie berichtet über Menschen und Arbeitsfelder der *Stiftung kreuznacher diakonie*. In den Beiträgen wagen wir einen Blick über 125 Jahre diakonisch-sozialer Arbeit hinaus. Für das Jubiläumsjahr haben wir eine Wanderausstellung gestaltet. Dafür ist dieses Magazin der Katalog. Die Ausstellung wird an vielen Standorten im Laufe des Jahres außerdem zu sehen sein. Wann und wo finden Sie auf unserer Internetseite www.kreuznacherdiakonie.de unter der Rubrik „Termine“. 125 Jahre *Stiftung kreuznacher diakonie* sind auch Anlass, an Ereignisse unserer Geschichte zu erinnern, die unbeschwertes Feiern verbieten. Scham, Schuld und Trauer verbinden wir mit dem, was geschah: im Dritten Reich die Deportationen und die Ermordung von Kindern und Frauen mit Behinderungen, in der gleichen Zeit Menschen, die bei uns Zwangsarbeit verrichten mussten, in unserer jüngeren Geschichte Kinder und Jugendliche, die Gewalt in unseren Einrichtungen erlebt haben. In einer gesonderten Schrift werden wir diese Ereignisse noch einmal dokumentieren. Sehr gründlich wird Dr. Ulrike Winkler in einem Buch von der Gründung bis zur *Stiftung* berichten. Auf ihre Monografie über die *Stiftung kreuznacher diakonie* weisen wir jetzt schon hin. Sie wird im Herbst erscheinen. Bitte begleiten Sie uns weiter im Sinne von „nicht aufhören anzufangen · 125+“.

Mit freundlichen Grüßen

Pfr. Wolfgang Baumann

Dr. Frank Rippel

**Leichte
Sprache**

Liebe Leserinnen und Leser

Die Stiftung kreuznacher diakonie wird 125 Jahre alt. Die Stiftung kreuznacher diakonie hat einen Leitsatz. Der lautet: „nicht aufhören anzufangen“. Das bedeutet: Man soll immer weitermachen und nach vorne schauen. Er gilt auch dann, wenn man weniger Geld hat. Dann muss man mehr darüber nachdenken, was man alles machen kann. Die „offene tür“ berichtet über viele Menschen in der Diakonie. Darüber gibt es auch eine Ausstellung. In 125 Jahren sind auch schlimme Dinge passiert. Daran wird auch erinnert. Im Herbst gibt es außerdem ein Buch über die Stiftung kreuznacher diakonie.



Kimberly fühlte sich in der Mutter-Kind-Gruppe von Anfang an wohl

Kinder-, Jugend- und Familienhilfe kreuznacher diakonie

Mama mit 14 – zwischen Englischvokabeln und Windeln wechseln

von Nadja Winter Gemeinsam tolen Kimberly und Denise Zang auf dem Spielplatz. Die Rutsche rauf und wieder runter, von der Schaukel aufs Klettergerüst und wieder zurück. Kimberly ist im September vier geworden, Denise ist 18. Wer hier zusammen lacht und Spaß hat, sind nicht etwa die große und die kleine Schwester oder der Babysitter und das Nachbarskind. Denise und Kimberly sind Mama und Tochter.

Mit 13 wurde Denise Zang schwanger. Sie war sich von Anfang an sicher: Ich will das Kind! „Meine Mutter hat versucht, es mir auszureden. Sie meinte, ich würde das nicht schaffen. Ich wäre zu jung. Aber ich wusste, ich pack' das“, erzählt sie heute.

Wir treffen Denise im Halmer Weg 10 in Kirn, in einer von drei Mutter-Kind-Gruppen der *Kinder-, Jugend- und Familienhilfe kreuznacher diakonie*. Hierher kommen Mütter oder Schwangere, die professionelle Unterstützung brauchen. Sei es, dass sie keine Bindung zu ihrem Kind aufbauen können,



Denise Zang

sei es, dass sie alleine keinen strukturierten Tagesablauf hinbekommen, sei es, dass sie ohne diese Hilfe ihre Ausbildung nicht hinbekämen. Wie alt die Mütter sind, spielt dabei keine Rolle. „Entscheidend ist das Alter des jüngsten Kindes“, erklärt Gruppenleiterin Daniela Schröder. „Das darf nicht älter als sechs Jahre sein.“

„Schule – völlig unnötig“

Denise Zang kommt einige Wochen vor der Geburt im September 2009 hierher. Das Jugendamt hielt es für besser so. Zunächst ist es ihr gar nicht recht. Wollte sie es doch alleine schaffen. „Ich habe aber schnell gemerkt, dass es doch ganz gut ist“, gibt sie zu. Als Kimberly am 29. September zur Welt kommt, ist Denise glück-

lich. Die Kleine ist gesund und braucht ihre Mama. „Das war natürlich anstrengend am Anfang. Aber ich habe es gern gemacht.“ Daniela Schröder erinnert sich: „Denise hatte von Beginn an eine enge Bindung zu ihrer Kleinen. Sie erkannte Kimberly's Bedürfnisse sehr gut. Das ist nicht bei allen Müttern hier so.“ Denise' Mutter, die zunächst gegen das Kind war, unterstützt ihre Tochter in der Zeit in Kirn und freut sich über das Enkelkind. Schwierig wird es, als es acht Wochen nach der Entbindung heißt: Du musst wieder in die Schule! Das will Denise nicht. „Ich hielt das für völlig unnötig. Ich wollte rund um die Uhr für Kimmy da sein und meine Zeit nicht mit Englischtests und Mathearbeiten verplempern.“ Doch ▶



Jugend will auch einmal lachen und fröhlich sein. Laß ihr das. Das ist ihr Recht. [...] Bei aller Freude aber herrsche in deinem Hause ernste Zucht.

Palmbblätter, Mai 1896, S. 6, Hugo Reich



Früher kümmerten sich ausschließlich Diakonissen um die Kinder



Auf zur Ernte: In der Landwirtschaft packten alle mit an

in Deutschland herrscht nun einmal Schulpflicht und so muss Denise ihren Hauptschulabschluss machen.

In der Zeit, während sie Vokabeln büffelt, kümmern sich die Mitarbeiterinnen der Mutter-Kind-Gruppe um Kimberly. „Von uns ist rund um die Uhr jemand da. Wir haben ein offenes Ohr, unterstützen die Mütter, kontrollieren aber auch, ob alles richtig läuft“, erklärt Schröder. So geht die Mitarbeiterin im Nachtdienst zum Beispiel jede Stunde durch alle Zimmer, um zu prüfen, ob alles in Ordnung ist.

Ein selbstständiges Leben führen

Eines der Ziele hier ist es, die Mütter auf ein selbstständiges Leben vorzubereiten. Dazu gehören Ausbildung und Schule,

das Führen des Haushaltes und der gute Umgang mit dem Kind. „Dabei sollen die Mütter möglichst viele Entscheidungen selbst treffen. Wenn nötig, greifen wir natürlich ein“, erklärt Schröder. Zusammen mit der Mutter und dem Jugendamt werden regelmäßig Gespräche geführt, in denen bestimmte Ziele abgeprochen werden. An denen gilt es dann zu arbeiten.

Sieben Plätze gibt es hier im Halmer Weg, zwei weitere Gruppen in Kirn und Niederwörresbach bieten jeweils fünf. Vor zwölf Jahren entstand die erste Mutter-Kind-Gruppe der *kreuznacher diakonie*. „Das Land kam auf uns zu und fragte, ob wir diese Arbeit übernehmen können“, erinnert sich der Geschäftsführer der ▶



Vom Jugendwohlfahrtsgesetz zum Kinder- und Jugendhilfegesetz

Das erste deutschlandweit gültige Sammelgesetz zur Jugendwohlfahrt wurde 1922 vom Reichstag als „Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt“ verabschiedet und trat 1924 in Kraft. 1961 wurde es, neben einigen inhaltlichen Änderungen, in „Gesetz für Jugendwohlfahrt“ umbenannt. Das Gesetz war von einem Kontroll- und Eingriffsverständnis des Staates geprägt. Die Kritik an teils sehr rigiden Erziehungsmethoden ab dem Ende der 1960er-Jahre führte nach langen fachlichen und politischen Auseinandersetzungen zum „Kinder- und Jugendhilfegesetz“, welches 1991 in Kraft trat. Diesem neuen „Sozialgesetzbuch VIII“ lag ein modernes Dienstleistungsverständnis zu Grunde, das den Schutz und die Rechte der Kinder und Jugendlichen in den Mittelpunkt stellte. Anstatt staatliche Eingriffe in die Familien auch gegen Widerstände durchzusetzen, baut das jetzige, 2005 erneut weiterentwickelte, Kinder- und Jugendhilfegesetz auf die Mitwirkung der Eltern und auf die Partizipation der Kinder und Jugendlichen. Diese Rahmenbedingungen hatten und haben enormen Einfluss auf die Arbeit der Kinder- und Jugendeinrichtungen.



Kinder-, Jugend- und Familienhilfe, Rudolf Weber. „Damals gab es in Rheinland-Pfalz 40 Plätze. Heute sind es 140.“

Eine Diakonisse mit 25 Babys

Die Mutter-Kind-Gruppen sind nur eines von vielen Angeboten der *Kinder-, Jugend- und Familienhilfe*. Schon von Beginn an gehörte die Arbeit mit Kindern zu den Aufgaben der *Stiftung kreuznacher diakonie*. 1894 übernahm Hugo Reich das damalige „Mädchenrettungshaus zu Niederwörresbach“. 1896 kam das Haus „Zoar“ im hessischen Rechtenbach dazu. Damals kamen in erster Linie Waisenkinder dorthin. Vor allem zwei Ziele prägten die Arbeit der von Diakonissen betriebenen Einrichtungen. Der religiöse Aspekt, das Seelenheil, spielte eine wesentliche Rolle. Aufgabe der Schwestern war es, dafür zu sorgen, den Glauben der Kinder zu stärken. Das zweite Ziel war, die Kinder „lebenstüchtig“ zu machen. Und so halfen sie von klein auf dabei, die Kühe zu melken, Kartoffeln zu ernten, zu kochen und zu putzen. „Es ging

darum, diese Kinder in die Gesellschaft zurückzuführen“, erklärt Weber. „Durch, dass sie schon früh in die Arbeit eingebunden waren, konnten sie später als Haushaltshilfen oder Mägde und Knechte arbeiten.“

Von Selbstbestimmung wie sie heute etwa in der Mutter-Kind-Gruppe großgeschrieben wird, konnte damals keine Rede sein. Gehorsam und Disziplin prägten den Alltag. „Das hing eng mit der damaligen Gesellschaft zusammen“, sagt Weber. „Erst in den 1960ern, in denen ja ganz viel aufbrach, können wir von Selbstbestimmung überhaupt reden.“

Auch die pädagogische Arbeit änderte sich erst allmählich. „Man stelle sich vor, eine Diakonisse hatte sich allein um bis zu 25 Babys zu kümmern. Sie schlief mit den Säuglingen in einem Raum, hatte so gut wie keine Privatsphäre.“

Erstmals ein Papa mit Kind eingezogen

Vieles hat sich geändert und vieles wird sich noch ändern – auch in den Mutter-Kind-Gruppen. So ist in Kirn zum Beispiel erstmals ein Vater mit seiner Tochter eingezogen. „Hier gilt es die Konzepte anzupassen und beispielsweise auch männliche Mitarbeiter einzustellen.“



Ein gutes Team: Denise Zang und ihre Tochter Kimberly

Schon allein der Name Mutter-Kind-Gruppe ist hier nicht mehr zeitgemäß“, sagt Weber. Außerdem wird das Angebot künftig noch mehr an einzelne Zielgruppen angepasst. „Wir haben etwa Mütter mit geistigen Behinderungen im Blick. Sie brauchen eine ganz andere Unterstützung als eine normal entwickelte junge Frau. Diesen unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht zu werden, daran arbeiten wir.“

Für Denise liegt die Zeit der Mutter-Kind-Gruppe in der Vergangenheit. Sie steht auf eigenen Beinen und kommt nur noch manchmal zu Besuch. Seit fast einem Jahr lebt sie mit Kimberly und deren Vater in einer eigenen Wohnung. „Wenn Kimmy in die Schule geht, möchte ich eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau machen“, sagt sie und ist sich sicher: „Auch das werde ich schaffen.“ ■

Leichte Sprache

Denise Zang ist mit 14 Jahren Mutter geworden.

Sie lebte drei Jahre in der Mutter-Kind-Gruppe der kreuznacher diakonie.

In der Mutter-Kind-Gruppe lernte sie, für ihre Tochter zu sorgen.

Sie lernte, wie man einen Haushalt führt. Sie schloss ihre Schule ab.

Heute lebt Denise Zang mit ihrer Tochter und dem Vater in einer eigenen Wohnung.

In der Mutter-Kind-Gruppe sind rund um die Uhr Fachleute für die Mütter und Kinder da.

Die kreuznacher diakonie kümmert sich schon seit über 100 Jahren um Kinder.

Die Arbeit hat sich im Laufe der Zeit verändert.

Das hängt damit zusammen, dass sich die Gesellschaft und die Gesetze verändert haben.



◀ Diakonissen mit Pfarrer Hugo Reich und Mutter Eugenie Michels (vordere Reihe, 3. v. r.) während der „Rüstzeit“ 1926

Diakonische Gemeinschaft Paulinum und II. Rheinisches Diakonissen-Mutterhaus

Diakone und Diakonissen – Konkurrenz oder Ergänzung?

von Heiko Schmitt | Vergleiche mit Bäumen sind schon etwas abgegriffen, zugegeben. Aber wenn es doch gerade so schön passt: *Die Stiftung kreuznacher diakonie* ist wie ein großer Baum im Sommer.

Da sind die vielen grünen Blätter, Tausende. Die Blätter hängen an den Ästen, manche größer, manche kleiner. Das sind die Geschäftsbereiche, also etwa die Krankenhäuser, die *Seniorenhilfe*, die *Heilpädagogischen Einrichtungen* und so weiter. Folgt man den Ästen, erreicht man den Stamm. Damit ist natürlich die *Stiftung kreuznacher diakonie* gemeint. Und der Stamm, der geht über in die mächtigen Wurzeln tief im Boden.

Die Wurzeln bestimmen, wie fest ein Baum steht und sorgen dafür, dass er seinen Standort behält. Sie versorgen alle Bestandteile mit Nährstoffen und Wasser.

„Wir haben gemeinsame Wurzeln, in der Tradition wie im Glauben“, sagt Oberin Schwester Brigitte Lengert, wenn sie von den Gemeinsamkeiten zwischen dem *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhaus* und der *Diakonischen Gemeinschaft Paulinum (DGP)* spricht. „Als die Gemeinschaft 1931 gegründet wurde, waren bisher noch keine Männer da, die die Arbeit mittun konnten“, betont

Diakonin Sabine Woike, die Älteste der *DGP*. Wurzeln, Diakonissen, Gemeinschaft, Jahreszahlen – werfen wir einen klärenden Blick in die Geschichte der *Diakonischen Gemeinschaft Paulinum*. „Wenn ich es in einem Satz erklären müsste, was die *Gemeinschaft* eigentlich ist, würde ich es so ausdrücken“, sagt Georg Scheffler-Borngässler, selbst Diakon und Leiter des Referates Öffentlichkeitsarbeit: „Ein Zusammenschluss von Diakoninnen und Diakonen, die bei der *Stiftung kreuznacher diakonie* ihre Ausbildung gemacht haben und der gleichzeitig für diese eine geistliche Heimat darstellt.“ Das ist eine aktuelle Definition Scheffler-Borngässlers, der selbst als junger Mann 1978 zum dritten Jahrgang der wiederbelebten Gemeinschaft gehörte.

„Da fehlte schon mal die starke Hand!“

Die allerersten Brüder waren aber schon viel früher da, und da hieß es auch noch Bruderschaft, nicht wie heute *Diakonische Gemeinschaft Paulinum*. ▶



▶ Diakone der damaligen Bruderschaft Paulinum bei der Hausarbeit

„Die Bruderschaft Paulinum wurde am 8. November 1931 in den Diakonie-Anstalten Bad Kreuznach gegründet, um Diakone zum Dienst in der Kirche und ihrer Diakonie auszubilden“, heißt es in den Geschichtsbüchern der 125-jährigen *Stiftung*. „Damals waren in den ganzen Berufsfeldern, die wir heute auch noch ausüben, nur Frauen“, erklärt Schwester Brigitte Lengert. „Da fehlte schon mal der Handwerker oder die ‚starke Hand‘, wenn es körperlich anspruchsvoll wurde.“ Außerdem, so Scheffler-Borngässer, kamen ab 1911 immer mehr Tätigkeiten hinzu, die direkt mit Männern zu tun hatten. Denn damals begann die Arbeit der *Wohnungslosenhilfe* auf dem Niederreidenbacher Hof. „Da war es klar, dass auch Männer als diakonisch Tätige gebraucht wurden.“ Männer, stark im Glauben verwurzelt, in Handwerksberufen ausgebildet und mit

der geistigen Zurüstung eines Diakons versehen. So sah der „Prototyp“ damals aus. Doch mit dem Zweiten Weltkrieg endete auch die erste Phase der *DGP*. Etliche Diakone wurden eingezogen und kehrten nicht mehr zurück. Wer zurückkehrte, beendete rasch seine Ausbildung und wurde zum Diakon eingesegnet. Die *Gemeinschaft* schlief ein, ruhte, wurde schließlich aufgelöst und dem *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhaus* zugeordnet. Bis 1976.

Häufiger Austausch

Am 15. Juni 1976 beschloss der damalige Vorstand der Diakonie-Anstalten, wieder eine Diakonenausbildung einzurichten. 1978 ging's mit dem ersten Jahrgang los. Diakon Hans-Joachim Mahlendorf war der erste Älteste und zudem Ausbildungsleiter. Aus der Bruderschaft wurde schließlich eine Bruderschaft – ein Symbol dafür, dass Jesus Christus als Bruder gesehen wird. Die Gemeinschaft von Brüdern, ein reiner Männerbund, war Geschichte. Der offizielle Name lautete ab 1991 „*Diakonische Gemeinschaft Paulinum*“. Bei der Frage, ob denn nun die neue Konkurrenz der *DGP* bei den seit Jahrzehnten dienenden Diakonissen als sol-

che gesehen wurde, müssen Schwester Brigitte Lengert und Diakonin Sabine Woike schmunzeln. „Zunächst hat man sich gegenseitig unterstützt“, sagt Schwester Brigitte Lengert. „Da waren nach meiner Erinnerung ungefähr elf Diakone nach dem Krieg bis Ende der 70er-Jahre noch im Einsatz. Alte und neue haben zusammengearbeitet, und die alten haben als Vorbilder gedient.“ Eine Konkurrenz habe nicht geherrscht. „Die Diakonissen waren zu Beginn der neuen *DGP* ja deutlich in der Überzahl. Sie unterstützten von Beginn an die noch kleine *DGP* vor allem in der Ausbildung“, betont Sabine Woike. „Konkurrenz also würde ich es nicht nennen“, so Lengert, „eher wahrte man Distanz und betonte weiterhin seine Eigenständigkeit. So würde ich es ausdrücken.“ Dennoch: Der Gedanke hinter der *DGP* sei konkurrenzlos und zeitgemäß gewesen, und man habe sich oft ausgetauscht.

Die DGP auf Wachstumskurs

Die Zeit hat auch dafür gesorgt, dass sich die Mehrheitsverhältnisse geändert haben. Nun sind rund 130 Mitglieder in der *DGP* engagiert, während das *II. Rheinische Diakonissen-Mutterhaus* immer kleiner geworden ist. ▶



◀ Oberin Schwester Brigitte Lengert (r.) im Gespräch mit Diakonin Sabine Woike, der Ältesten der DGP

»» *Das Diakonissenhaus war zu einem verzweigten, vielfältigen Organismus geworden, dessen Kopf der Vater der Anstalten, dessen Herz die Mutter war. Jedem Glied wurde eine Aufgabe gestellt; das Ziel war das gleiche.*

Eugenie Michels – Lebensbild einer

Diakonissenmutter, 1939, S. 36



Leichte
Sprache

Aktuell sind es noch 24 Schwestern. „Viele von uns sind schon um die 100 Jahre alt“, sagt die Oberin. „Und nicht nur, weil wir Diakonissen auch schon immer als Lehrkräfte in der Diakonenausbildung tätig waren, sagen wir jetzt: Die *Diakonische Gemeinschaft Paulinum* ist die Nachfolgegemeinschaft unseres Hauses.“

130 Mitglieder angesichts von rund 5.400 Mitarbeitenden stiftungsweit: Ist die *DGP* groß oder klein? „Ich denke, da ist noch Luft nach oben“, meint die Älteste der *Gemeinschaft*, Diakonin Sabine Woike. „Andere Gemeinschaften schrumpfen, wir sind auf einem Wachstumskurs. Jedes Jahr kommen nach ihrer Ausbildung neue Mitglieder hinzu, und das sind nicht nur die Jungen. Auch Mitarbeitende, die seit Jahren tätig sind, interessieren sich für die *Gemeinschaft*.“ Der Basiskurs Diakonie scheint dabei eine wichtige „Nachwuchs-



Ein Diakon bei der Einsegnung

quelle“ geworden zu sein. Woike sieht den großen Vorteil, sowohl attraktive Arbeitsplätze als auch Gemeinschaft anbieten zu können. „Unser Zuwachs hat nicht unbedingt mit dem Wachstum der *Stiftung* zu tun. Ich glaube, es ist für die Mitglieder auch sehr angenehm zu wissen, dass man hier eng mit seiner Arbeit und seinen Überzeugungen verwurzelt sein kann.“ ■



Vom einstigen Männerbund zur lebenspraktischen Gemeinschaft

Die *Diakonische Gemeinschaft Paulinum* bildet mit ihrer Geschichte den Wandel in der sozialen Arbeit ab. Weg vom omnipräsenten, streng nach Regeln lebenden Bruder hin zur Gemeinschaft praktisch Tätiger mit Dienstplänen und allen Kontakten zur Arbeitswelt, die sich in ihrem Glauben verbunden wissen. Bei der Gründung 1931 benötigte man neben den Diakonissen, die zum *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhaus* gehören, auch Männer, um die wachsenden Aufgaben in den damaligen Diakonie-Anstalten bewältigen zu können. Besonders im Bereich der *Wohnungslosenhilfe*, etwa auf dem *Niederreidenbacher Hof*, hatte man es ausschließlich mit männlichen Klienten zu tun. Der Zweite Weltkrieg forderte seinen Tribut, und die *Diakonische Bruderschaft Paulinum* wurde aufgelöst. Heute sind es gut ausgebildete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die den Weg zur *DGP* finden. Sie tragen in ihrer täglichen Arbeit die Werte, die die *Stiftung kreuznacher diakonie* ausmachen, mit. Dass es dabei auch ein diakonisches Profil gibt, das in allem Wirken und bei aller Professionalität die Wurzel, ja den Markenkern der *Stiftung* bildet, dafür ist auch die *Diakonische Gemeinschaft Paulinum* zuständig.

Die Stiftung kreuznacher diakonie ist sehr groß. Sehr viele Menschen arbeiten dort.

Für manche von ihnen ist der Glaube an Jesus Christus besonders wichtig.

Sie wollen ihre Arbeit direkt mit ihrem Glauben verbinden.

Dann machen sie eine Ausbildung zur Diakonin oder zum Diakon.

Danach können sie der Diakonischen Gemeinschaft Paulinum beitreten.

Dort treffen sie sich zum Reden und Beten. Die Gemeinschaft wurde vor langer Zeit gegründet.

Stiftung kreuznacher diakonie – Der Vorstand

Statthalter auf Zeit

Herr Pfr. Baumann, Herr Dr. Rippel, wenn Sie die Geschichte der Stiftung kreuznacher diakonie betrachten und an Pfarrer Dr. Hugo Reich und Schwester Eugenie Michels denken: Was fällt Ihnen ein?

► **Dr. Frank Rippel:** Bei Hugo Reich denke ich an die Struktur, die er der damaligen Diakonie alleine baulich mitgegeben hat. Er dachte an zentrale Energie- und Wärmeversorgung und war seiner Zeit voraus. Dann daran, dass er die Arbeitsfelder der *Stiftung* schon damals gesehen hat. Und bei allem, was ihn sonst noch bewegt hat, wusste er, dass diese Arbeitsfelder so angelegt sein mussten, dass ein auskömmliches Wirtschaften möglich ist. Reich war offensichtlich mehr Unternehmer als bisher dargestellt.

► **Pfr. Wolfgang Baumann:** Das wird deutlich in dem Buch, das wir im Herbst über die *Stiftung kreuznacher diakonie* veröffentlichen. Frau Dr. Ulrike Winkler beschreibt, dass Hugo Reich ein Abbild seiner Zeit, seiner Kirche, der Gesellschaft und Politik ist. Es wird deutlich, dass er für den Fortschritt in der Medizin ebenso wie für die Bildung von Menschen mit Behinderungen stand. Und er war ein Stratege, wenn man sich anschaut, welche Angebote er innerhalb von zwanzig Jahren etablierte: Ausbildungsstätten, Krankenhaus, Kinderheim, Behindertenhilfe, Wohnungslosenhilfe, Seniorenarbeit.

Hugo Reich sagte 1929: „Das Samenkorn, das im Jahre 1889 in die Erde gesenkt wurde, hat reiche Frucht getragen.“ Herr Pfarrer Baumann, wie würden Sie den Satz heute formulieren?

► **Pfr. Baumann (überlegt):** Es ist gut, wenn die *Stiftung kreuznacher diakonie* Angebote vorhalten kann, die die Menschen brauchen. Kinder, Kranke,

Menschen mit Behinderungen, Senioren, Wohnungslose brauchen uns immer noch. Wenn wir heute sagen können, dass wir dazu beitragen, die Lebenssituation von Menschen zu verbessern; dann trägt unser Tun reiche Frucht.

► **Dr. Rippel:** Ich würde Hugo Reich gerne fragen, wie er den Satz gemeint hat. Unternehmerisch? Dass wir gewachsen

► **Dr. Rippel:** Es wiederholt sich alles. Wo kriegen wir heute qualifizierte Mitarbeitende her?

Reich sagte 1896: „Denn die Entwicklung des Werkes bleibt nicht stehen, sie schreitet wachstümlich vorwärts; bedeutende Erweiterungen und Pläne sind in Aussicht genommen, damit ist uns



und eine große Organisation geworden sind? Oder hat er gemeint, dass Menschen bei uns mit ihrer Not gut aufgehoben sein können?

► **Pfr. Baumann:** Sowohl das eine als auch das andere. Er beginnt mit einer Handvoll Schwestern in einer Zeit, als man schon gar keine neuen Mutterhäuser mehr gründete. Er war spät dran und trotzdem sehr erfolgreich. Dabei war er immer auf der Suche nach Schwestern für das Mutterhaus.

aber auch eine schwere Sorgenlast aufgelegt worden.“

► **Dr. Rippel:** Nachvollziehen kann ich den Satz gut. In den Gründerjahren ist die *kreuznacher diakonie* geradezu explodiert. Wenn man überlegt, was um das Jahr 1900 los war. Da werden gleichzeitig Alt-Bethesda, Mutterhaus, Martin Luther Haus, Bethanien und anderes mehr gebaut. Maßnahmen in dieser Dimension ohne gesicherte Finanzierung – das war dünnes Eis. ►



Langwierig und verwickelt ist der Kampf der Liebe mit der Not. Da gilt es, Gutes thun und nicht müde werden. Aber die echte christliche Liebe hört ja nimmer auf; sie läßt sich nicht erbittern und nicht ermüden, sie arbeitet und verzweifelt nicht.

Palmbblätter, Januar 1896, S. 7, Hugo Reich



► **Pfr. Baumann:** Ich denke an einen dieser Briefe, den Reich an die Gemeinden geschrieben hat. Er bittet um zweierlei, um junge Frauen, die Diakonisse werden sollen, und um Geld. Gesicherte Verhältnisse waren das nicht.

Die Stiftung wurde als II. Rheinisches Diakonissen-Mutterhaus gegründet. Welche Bedeutung haben die Schwestern heute?

► **Dr. Rippel:** Unsere Schwestern sind alle im Ruhestand. Sie haben trotzdem

eine große Bedeutung für uns. Alleine wenn ich unsere Oberin sehe, wie sie mit ihren 81 Jahren unsere Arbeit durch ihr Wirken unterstützt.

► **Pfr. Baumann:** Schwestern haben stark nach außen gewirkt. Alleine schon durch ihre Tracht. In diesem Jahr wird es ein Sterntreffen der Schwestern in Bad Kreuznach geben. Vorbereitet wird das Treffen durch die Oberin und die Älteste der *Diakonischen Gemeinschaft*. Diakoninnen und Diakone werden die Schwes-

◀ *Dr. Frank Rippel, Pfr. Wolfgang Baumann, Pfr. Hugo Reich und Diakon Georg Scheffler-Borngässer (v.l.) an einem Tisch. Leider nur eine Montage. Und trotzdem kommt der Gründer zu Wort*

tern nicht ersetzen; die Lebensentwürfe sind einfach zu unterschiedlich. Und trotzdem wird der ursprüngliche Gedanke, sich dem Nächsten zuzuwenden, sich berühren und in Bewegung setzen zu lassen, weitergetragen. Und die Richtschnur für die Arbeit in der Diakonie gilt letztendlich für alle Mitarbeitenden. Wir stehen in der Nachfolge Jesu und haben einen Auftrag.

Wie managen Sie eine Organisation wie die Stiftung kreuznacher diakonie?

► **Dr. Rippel:** Organisationen müssen sich anpassen. In der Geschichte der *Stiftung* ist das immer wieder geschehen. Bis vor circa 15 Jahren hatten wir eine Struktur, die ihre Ursprünge in den 1960er-Jahren hatte. Dann haben wir wirtschaftlich selbstständige Geschäftsbereiche, Dienstleistungszentren und das Stiftungsmanagement geschaffen. Nach unserem Motto „nicht aufhören anzufangen“ reagieren wir auf gesellschaftliche Entwicklungen und neue Herausforderungen. Der Druck von außen, die Anforderungen werden immer größer bei gleichzeitiger Verringerung der finanziellen Möglichkeiten.

► **Pfr. Baumann:** Unsere bisherige Struktur hat eine große Dynamik ermöglicht und viel Kreativität freigesetzt. Zentral hätte manches nie so realisiert werden können. Jetzt sind die Bedingungen wieder andere. Veränderte Rahmen erfordern eine gezielte Konzentration, um gemeinsam weitere Entwicklungen zu ermöglichen.

► **Dr. Rippel:** Die *Stiftung kreuznacher diakonie* ist ein großer Träger von Krankenhäusern, Einrichtungen der Rehabilitation und Inklusion für Menschen mit Behinderungen, Senioren, Wohnungslose, Kinder und Familien. Die Krankenhäuser der *Stiftung* arbeiten ►



zurzeit an dem Projekt 2016. Ziel ist es, die Kompetenzen unserer Kliniken in den Regionen Rhein-Nahe-Hunsrück und Saarland zu bündeln, zu sichern und weiterzuentwickeln. In den anderen Geschäftsfeldern der *kreuznacher diakonie* werden wir ähnliche Projekte anstoßen. Einerseits wollen wir damit unsere Organisation straffen, andererseits versprechen wir uns davon eine verbesserte Reaktionsfähigkeit auf die Herausforderungen der Zukunft. Beispielhaft ist hier das geplante Bundesteilhabegesetz für Menschen mit Behinderungen gemeint. Das wird für uns große Veränderungen bringen.

Das Motto des Jubiläumsjahres hat sich gegenüber dem hundertjährigen Geburtstag kaum verändert. „nicht aufhören anzufangen · 125+“ – was bedeutet Ihnen das „Plus“?

► **Dr. Rippel:** Das Motto „nicht aufhören anzufangen“ war und ist gut. Unser Jahr steht unter diesem Motto. Mit dem Zusatz schauen wir nach vorne.

► **Pfr. Baumann:** Wenn wir aufhören würden anzufangen, brauchten wir über die Zukunft nicht mehr zu sprechen. Darüber hinaus sehe ich uns als Statthalter auf Zeit. Wir befinden uns in einer großen Tradition, die vor uns war und – so meine Hoffnung – auch

noch lange nach uns sein wird. Menschen werden auch in Zukunft Diakonie brauchen. Wieder anders als bisher. Denken Sie nur an die interkulturelle Öffnung unserer Gesellschaft, die natürlich auch bei uns stattfindet.

Wo sind die größten Herausforderungen für die nächsten drei bis vier Jahre?

► **Dr. Rippel:** In den ökonomischen Strukturen. Die Finanzkrise wirkt auch bei uns. Die Ertragskraft unserer *Stiftung* wird geringer. Für Vermögensanlagen gibt es nur noch geringe Zinsen. Gleichzeitig steigt der wirtschaftliche Druck. Die öffentliche Hand muss sparen und ihre Verschuldung zurückfahren. Darauf müssen wir reagieren. Das bedingt auch Veränderungen unserer Struktur.

► **Pfr. Baumann:** Wie können wir in Zukunft Mitarbeitende gewinnen und weiter qualifizieren? Was tun wir, wenn Mitarbeitende älter werden? Wie gehen wir mit den Ansprüchen von jungen Familien um? Da suchen wir Antworten, unter anderem mit unserem Referat Diakonische Entwicklung. ■

*Das Gespräch führte
Georg Scheffler-Borngässer*



nicht aufhören anzufangen

Seit dem Jahr 1889 verändern sich die gesetzgeberischen und ökonomischen Grundlagen der diakonisch-sozialen Arbeit der *Stiftung kreuznacher diakonie*. Zu Anfang gab es nur wenig staatliche Gelder, um Investitionen und den täglichen Bedarf zu bestreiten. Überwiegend waren es Spenden, die die Arbeit ermöglichten. In der Weimarer Republik änderte sich dies merklich. Die Sozialgesetzgebung erlaubte Hilfen, an die vorher nicht zu denken war. Das Dritte Reich bedeutete einen großen Einschnitt für die Weiterentwicklung der Arbeit. Trauer und das Gefühl der Schuld bestimmen die Gedanken an die Menschen, die damals abtransportiert und ermordet wurden. Ebenso an diejenigen in der langen Geschichte, denen Unrecht in Einrichtungen der *Stiftung kreuznacher diakonie* widerfahren ist. Auch in der jungen Bundesrepublik stand zunächst der Wiederaufbau und nicht die grundlegenden Veränderungen unserer Aufgaben im Mittelpunkt. Erst die Sozialgesetzgebung und die ökonomischen Möglichkeiten in den 1960er- und 1970er-Jahren veränderte die Arbeit aller Tätigkeitsfelder. Mittel, die vorher nicht zur Verfügung gestellt wurden, ermöglichten eine vorher nicht gekannte Entwicklung der Angebote. Zwanzig Jahre später gab es Einschnitte mit veränderten Finanzierungsgrundlagen. In allen Geschäftsfeldern führten neue Rahmenbedingungen dazu, Leistungen auf den Prüfstand zu stellen.

Leichte Sprache

Pfarrer Wolfgang Baumann und Dr. Frank Rippel sind der Vorstand der Stiftung kreuznacher diakonie. Pfarrer Hugo Reich hat die Stiftung gegründet. Er hat viel geleistet. Herr Baumann und Herr Rippel denken darüber nach, wie die Zukunft der Diakonie aussieht. Es gibt viele Fragen. Zum Beispiel: Wie kommen wir mit dem Geld aus? Und: Wird es immer genügend Mitarbeitende geben?

Stiftung kreuznacher diakonie – Gesamtmitarbeitervertretung

In diesen Zeiten mitreden wollen

Die *Mitarbeitervertretung (MAV)* hat in der *Stiftung kreuznacher diakonie* einen hohen Stellenwert. Viele Prozesse könnten ohne die Einbeziehung der gewählten Vertreterinnen und Vertreter der Mitarbeitenden nicht gestaltet werden. Seit Anfang der 1990er-Jahre ist die *MAV* im Kuratorium der *Stiftung* mit Sitz und Stimme vertreten. Die „ot“ sprach mit drei gewählten Mitgliedern der Vertretung.

Beginnen wir mit einem Blick in die Geschichte: Bereits in den 50er-Jahren hat Vorsteher Pfarrer Werner Storkebaum dafür geworben, Mitarbeitervertretungen einzuführen. Dies geschah in einer Zeit, als die Schwestern des Mutterhauses nicht mehr die Mehrheit der Mitarbeitenden insgesamt stellten. Wann gab es denn in der kreuznacher diakonie die erste *MAV*?

► **Andreas Ullrich:** Der Rückgang bei den Schwestern scheint wirklich etwas mit der Schaffung von Mitarbeitervertretungen und den Arbeitsvertrags-

richtlinien (AVR) zu tun zu haben. Die frühesten Aufzeichnungen habe ich aus den 60er-Jahren gefunden. Da waren die Sitzungen in der Regel drei Mal pro Jahr und zwar mit dem Vorsteher. Das ging noch relativ weit bis in die 70er rein. Themen der Treffen waren Vor- und Nachbereitung des Betriebsausflugs. Später ging es dann ums Parken auf dem Gelände.

► **Dr. Anette Spieß (unterbricht lachend):** Da gab es die genialen Plaketten, um einzufahren. In grün und rot, in grün mit Kranz und so weiter für unterschiedliche Parkberechtigungen.

► **Ullrich:** Ende der 70er-Jahre war der neue Standort Meisenheim ein großes Thema. Die Kolleginnen und Kollegen haben damals für eine Regionalvertretung gekämpft. Letztendlich ist dies der Anfang von unserer Struktur heute, die Mitarbeitervertretungen nach Regionen aufzuteilen.

Jetzt gibt es die Mitarbeitervertretung und die AVR seit fast 50 Jahren. Wie ist denn die Rolle der Mitarbeitervertretung hier in der Stiftung?

► **Sven Wingerter:** Zu den Aufgaben der *MAV* gehört, dass wir uns um die wirtschaftlichen und sozialen Belange der Mitarbeitenden kümmern. Dazu gehören die Regelungen von Arbeitszeiten und Dienstplänen, die Eingruppierung und natürlich viele Dinge mehr. Aber ist es auch oftmals einfach ein Ohr haben, wo keiner mehr Zeit hat zuzuhören. Verstärkt betrachten wir immer wieder die Wechselwirkung von Familie



Andreas Ullrich

Gesundheits- und Krankenpfleger, seit 1989 Mitglied in der MAV, seit 1996 ist Ullrich Vorsitzender der Gesamt-MAV. Er sagt: „Günter Wilhelm, Leitender Pfleger in der Chirurgischen Ambulanz, hat 1989 dafür gesorgt, dass ich auf die Wahlliste kam. Dass es mal so enden würde, habe ich damals nicht vermutet.“



Dr. Anette Spieß

Frauenärztin im Diakonie Krankenhaus kreuznacher diakonie (Standorte Bad Kreuznach und Kirm), zum dritten Mal in die MAV gewählt, sagt: „Ich bin froh, gerade in diesen Zeiten in der MAV zu sein. Es stehen sehr viele Veränderungen an. Da ist es gut, mit daran zu arbeiten.“

und Beruf und die damit verbundenen Herausforderungen und gegebenenfalls auch Belastungen. Zudem nimmt das Thema Gesundheit immer mehr Raum ein. Ziel ist es, Hilfestellungen und vorbeugende Maßnahmen mit zu erarbeiten, zu entwickeln und einzuführen.

► **Ullrich:** Ehrliches, offenes Arbeiten zwischen Leitungen und *MAV* spielt eine ganz wichtige Rolle. Bei uns in der *Stiftung kreuznacher diakonie* ist die Dienstgemeinschaft keine Worthülse, sondern gelebte Realität. Und da sind wir stolz drauf, weil das in der diakonischen Landschaft eine rühmliche Ausnahme ist. Das ist uns nicht zugeflogen. Das war harte Arbeit, dicke Bretter. Wir sind auch keine Gegner von Leitung, sondern Partner, um die Arbeitsbedingungen für Mitarbeitende nach der Gesetzeslage und den individuellen Bedürfnissen zu gestalten. Vieles ist einfacher, selbstverständlicher geworden. Wir haben einen Vorstand, ►

der – wie Pfarrer Storkebaum – eine starke MAV will.

► **Dr. Spieß:** Mitarbeitende sind heute auch selbstbewusster geworden und fordern ihre Rechte. Sie erwarten, dass wir sie vertreten.

► **Ullrich:** Ja, unsere Arbeit ist heute auch schneller geworden. Mein Vorgänger hat alles diktiert, geschrieben und dann noch mal überlegt....

► **Dr. Spieß:** ...Ist nicht so verkehrt!...

► **Ullrich:** ...Ja, schon, aber da hätten wir noch weniger Zeit.

Apropos Zeit, seit den 1990er-Jahren sitzt die MAV mit im Kuratorium der Stiftung kreuznacher diakonie. Die Zeit haben Sie schon?

► **Ullrich:** Klar, wir waren nach vielen Versuchen und Nachfragen endlich soweit, dass wir alle Widerstände genommen hatten. Kirchliche Stellen waren ebenso dagegen wie einige Mitglieder des damaligen Kuratoriums. Die ersten Sitzungen, in denen wir dabei waren, waren etwas schwierig. Etwas unterkühlt wurden wir aufgenommen. Das hat sich schnell gelegt, als klar war, dass wir schon etwas für die Mitarbeitenden erreichen wollen, aber gleichzeitig die *Stiftung kreuznacher diakonie* als Ganzes im Blick haben.

Ein guter Übergang zur Gegenwart. Sie sind gerade frisch gewählt. Welche Ziele haben Sie denn für Ihre Amtszeit?

► **Dr. Spieß:** Es ist mir sehr wichtig, gerade jetzt MAV-lerin zu sein. Dem Krankenhaus geht es nicht gut. Das Projekt 2016 arbeitet seit einem halben Jahr; als



Sven Wingerter

Bürokaufmann in den Saarland Kliniken und seit 2007 Vorsitzender der MAV-Regionalvertretung Saarland sagt: „Ich hätte mir die Arbeit in der MAV niemals so spannend und abwechslungsreich vorgestellt. Und ich bin froh, gerade jetzt ein Teil davon zu sein, um die vielen Veränderungen, die anstehen, aktiv mitzugestalten.“

MAV können wir mitgestalten. Da will ich mitwirken. Ich habe das *Diakonie Krankenhaus* immer so erlebt: ein offener Umgang miteinander und ein gemeinsames Ziel. In der letzten Zeit wird dies schon mal anders wahrgenommen.

In den anderen Geschäftsbereichen wird es auch enger. Was ist dort Ziel für die nächsten vier Jahre?

► **Ullrich:** Die *kreuznacher diakonie* wird in den nächsten Jahren ihr Gesicht verändern. Die Altenhilfe wird voraussichtlich größer und da müssen wir uns als MAV den neuen Strukturen anpassen. Das werden schöne Herausforderungen werden.

Es gibt noch eine große Herausforderung. Wie schaffen wir es, genügend neue Mitarbeitende zu gewinnen?

► **Wingerter:** Ich bin überzeugt davon,

dass wir genügend neue Kolleginnen und Kollegen für uns gewinnen können, wenn die, die schon da sind, sagen können, dass man bei uns gut aufgehoben ist. Wenn es uns gut geht, dann spiegelt sich das auch in unserer Außenwahrnehmung wider. Die *Stiftung kreuznacher diakonie* ist meines Erachtens in vielen Bereichen ein gut aufgestellter Dienstgeber. Als MAV arbeiten wir natürlich daran mit, dass dies bei uns so bleibt und Dienstgemeinschaft gelebt werden kann. Das ist aber oft auch eine ganz schöne Herausforderung und kostet viel Zeit und Nerven.

Was bietet die Stiftung kreuznacher diakonie denn?

► **Sven Wingerter:** Heute spricht man von sogenannten Soft-Skills, gemeint sind damit Dinge, die nicht in einem Gesetz stehen und dort festgelegt sind. ►

Dr. Anette Spieß gehört einer Familie an, deren Mitarbeiterschaft in die Zeit des 1. Weltkriegs zurückreicht. Ihr Großvater war während des Krieges Sanitäter und wurde von Pfr. Hugo Reich nach dem Krieg als Kaufmann eingesetzt. Als ihre Großmutter mit ihrem Vater schwanger war, ging diese 1926 zu Anstaltsleiter Reich und sagte: „Herr Pfarrer, wir bekommen ein Kind und mein Mann muss mehr verdienen.“ An die Lohntüten, die ihr Vater – dann ebenfalls als Leiter der Wirtschaftsabteilung – bekam, erinnert sich Dr. Spieß ebenfalls gut: „Die sind bei meinem Vater noch abgeheftet.“

Zum Beispiel gibt es bei uns Betriebsausflüge, Mitarbeiterfeste, Dekadenfeiern und Ähnliches. Mit diesen Aktivitäten kann Motivation auch geschaffen und unterstützt werden. Das gehört eben auch zur Dienstgemeinschaft. Es wird anerkannt, was Menschen bei uns leisten. Bei vielen anderen Trägern gibt es das nicht oder nicht mehr. Ich höre davon, dass wir auch deswegen Bewerbungen haben. Klar ist es ein Klischee, aber es stimmt: Wenn es den Mitarbeitenden gut geht, merken das die Kunden, die Bewohner und die Patienten.

Zum Schluss ein Rollentausch: Als Vorstand der Stiftung kreuznacher diakonie – wie würden Sie handeln, Frau Dr. Spieß?

► **Dr. Spieß:** Ich würde als Vorstand auf jeden Fall die MAV eng einbinden, weil ich glaube, dass Mitarbeitende ganz wichtig sind und Prozesse vorantreiben können. Auf offenes und ehrliches Handeln reagieren Mitarbeitende am besten. Die wollen schon alle auch ihre Zukunft sichern. ■

*Das Gespräch führte
Georg Scheffler-Borngässer*



Diejenigen [...] aber, welche an dem sie ergangenen Rufe folgen und in Gemäßheit desselben und dieser Ordnungen dem Herrn ihrem Heiland an seinen ärmsten Brüdern treulich dienen wollen, seien uns von ganzem Herzen willkommen.

Dienet einander, 9. Auflage 1930, S. 15f, Hugo Reich



„Lohn ist, dass ich darf“ oder 223 Seiten Regelwerk

Wie hoch die Gehälter waren oder welche Vertragsrichtlinien für Mitarbeitende im *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhaus* galten, haben wir nicht gefunden. Im Weihnachtshft der *Palmblätter* im Jahr 1911 steht etwas über die Vergütung von Diakonen. Dort heißt es auf Seite 29: „Schon vom Eintritt in die Probezeit an erhalten die Brüder völlig freie Station und Taschengeld bzw. Gehälter und zwar in folgender Abstufung: im 1. Jahre 180 Mark, im 2. Jahre 200 Mark, im 3. Jahre 225 Mark, im 4. Jahre 250 Mark, im 5. Jahre 275 Mark, vom Beginn des 7. Jahres an 300 Mark. Von da ab alle 3 Jahre steigend um 50 Mark bis zu einem Höchstgehalt von 500 Mark.“ Darüber hinaus gab es besondere „Tarife“ für Verheiratete, für Eltern und für den Fall, dass die Diakone selbst für Kost und Logis aufkommen mussten, denn letzteres war in der Regel frei. An kranke Brüder wurde ebenfalls gedacht: „Bei beiden Gehaltsarten haben die Brüder einschl. Familie Arzt und Medizin frei.“

Dem Hörensagen nach hat es bis zur Einführung der heute gültigen Arbeitsvertragsrichtlinien (AVR) immer eines persönlichen Gespräches mit der „Anstaltsleitung“ bedurft, um Gehälter auszuhandeln. Ab den 1960er-Jahren gab es dann die AVR, die (fast) alles regelt. Heute werden Mitarbeitende der *Stiftung kreuznacher diakonie* unter anderen nach den AVR-Eingruppierungsstufen 1 bis 13 vergütet. Nachlesen lässt sich das Regelwerk auf über 223 Seiten inklusive Anhänge.

**Leichte
Sprache**

In der Stiftung kreuznacher diakonie gibt es viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Für sie gibt es eine Vertretung.

Sie passt auf die Rechte der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf.

Dr. Anette Spieß, Andreas Ullrich und Sven Wingerter sind Mitarbeiter-Vertreter.

Sie wurden von den Mitarbeitenden gewählt.

Sie berichten von ihrer Arbeit.

In der Diakonie wird viel passieren.

Das wollen die drei begleiten.

Insgesamt gibt es 62 gewählte Vertreterinnen und Vertreter.

Leben und Arbeiten im Eugenie Michels Hospiz

Gekommen um zu gehen

von Nadja Winter Elke Hofmann* fühlt sich wohl hier. Sie genießt die Ruhe, das Für-sich-sein-Dürfen. „Dieses Nichtstun ist für mich Luxus, eine Art Wellness“, sagt sie. Elke Hofmann ist hier, um zu sterben. Wie viele Tage der 55-Jährigen noch bleiben, weiß keiner. Ihr die letzte Zeit so schön, so schmerzfrei, so würdevoll wie möglich zu gestalten, darum bemühen sich hier alle. Das Hier und Jetzt ist für Elke Hofmann das Eugenie Michels Hospiz in Bad Kreuznach – eines von zwei Hospizen der *Stiftung kreuznacher diakonie*.

Das Hospiz öffnete 2004 seine Pforten. Bereits acht Jahre vorher begann die *Stiftung* in Saarbrücken mit der Hospizarbeit. „Leben in Würde bis zuletzt“ lautet der Leitgedanke der

beiden Hospize. Aber was genau steckt hinter diesen Worten? „Zum einen ist uns wichtig, das Sterben als Teil des Lebens anzusehen“, betont der Leiter des Eugenie Michels Hospizes, Diakon Bernd

Eichenauer. „In unserer Arbeit stehen die Bewohner und ihre Wünsche absolut im Mittelpunkt. Es geht darum, ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen und umzusetzen.“ Keiner muss etwas essen, ▶



An den Sterbebetten geliebter Menschen habe ich die tiefsten Eindrücke von der Wirklichkeit Gottes empfangen.

Eugenie Michels – Lebensbild einer Diakonissenmutter, 1939, S.59

„Leben in Würde bis zuletzt“
lautet der Leitspruch der
Hospize in der Stiftung
kreuznacher diakonie

„Der Austausch untereinander spielt eine große Rolle“, sagt Hospizleiter Diakon Bernd Eichenauer (l.), hier mit der ehrenamtlichen Hospizhelferin Christel Demmer und Gesundheits- und Krankenpflegerin Diakonin Judith Schneider



wenn er das nicht möchte. Es gibt keinen Zwang und keine Verbote. Wenn einer Bewohnerin ihre Zigarette schmeckt, darf sie diese rauchen. „Wir schauen uns den Menschen in seiner Ganzheit hat“, informiert Eichenauer. Welche Hilfen körperlicher Art braucht er? Sind psychische Ängste vorhanden? Welche Probleme belasten ihn in Bezug auf sein soziales Umfeld? „All das spielt zusammen. Wer jedoch nicht darüber reden will, muss das nicht.“

„Ich fühle mich wohl hier“

Elke Hofmann liegt im Bett ihres Appartements. Auf ihrem Nachttisch stehen Bonbons und Kekse. „Nehmen Sie sich ruhig was. Die Leute bringen mir immer Süßes mit. Dabei mag ich das doch gar nicht“, sagt sie und lächelt. „Aber, sie meinen’s ja nur gut.“ Was sie hingegen mag, ist Fanta. „Das schmeckt mir. Das habe ich den Mitarbeitern gesagt. Und seitdem kriege ich es jeden Tag. Genau wie mein Brötchen mit Butter und Streichkäse zum Frühstück.“ Das ist für Elke Hofmann ein Stück Lebensqualität und Genuss. „Es hört sich vielleicht komisch an, aber ich bin gern hier, ich fühle mich wohl. Darf ich das überhaupt so sagen?“

Diese Aussage hört Eichenauer oft, sowohl von Angehörigen als auch von Be-

wohnern. „Hätten wir gewusst, wie es bei Euch ist, wären wir früher gekommen“, sagen die Menschen und sprechen den Mitarbeitenden damit das größte Lob aus. Die oft vorgefertigten Bilder in den Köpfen verfliegen schon, wenn man das Eugenie Michels Hospiz zum ersten Mal betritt. Es ist kein steriles Sterbehaus. Es riecht nicht nach Desinfektionsmittel. Hier ist es hell und farbenfroh. Der Gemeinschaftsraum ist wie ein Wintergarten gestaltet und lässt die Sonne herein. Katze Mia streicht einem um die Beine. Es duftet nach Kaffee. Und – es wird gelacht. Das Eugenie Michels Hospiz ist ein Haus des Lebens.

30 Chemotherapien

Elke Hofmann ist angekommen an ihrer letzten Lebensstation. Im Mai 2007 erhielt sie die Diagnose Eierstockkrebs. Danach begann eine Tortur – Schmerzen, Ängste und Hoffnung wechselten sich immer wieder ab. Zwei große Operationen und über 30 Chemotherapien

konnten den Krebs nicht besiegen. „Ich war in meinem früheren Leben wohl ein Brauereigaul“, schmunzelt sie. „Sonst hätte ich das alles gar nicht durchgehalten.“ Die Therapien sind vorbei. Durch die richtigen Medikamente hat sie keine Schmerzen mehr. Es ist eine Entscheidung gefallen. Niemand zerrt mehr an ihr. Elke Hofmann darf gehen.

Hier stirbt niemand allein

Zur Seite stehen ihr neben ihren Angehörigen und den 19 speziell ausgebildeten hauptamtlichen Mitarbeitenden rund 30 Ehrenamtliche. Ohne sie wäre Hospizarbeit undenkbar. Sie sind eine tragende Säule. Christel Demmer ist eine von ihnen. „Die Arbeit im Hospiz hat mein Leben bereichert. Ich komme mir immer wieder selbst auf die Spur“, erzählt die pensionierte Lehrerin. „Meine Prioritäten haben sich verschoben.“ Die 75-Jährige hat viele Sterbeprozesse begleitet – manchmal über Stunden, manchmal über Tage. Im Hospiz stirbt ▶

niemand allein. „Sich in dieser Phase die Zeit zu nehmen, für jemanden da zu sein, auch das bedeutet, die Würde bis zuletzt zu wahren“, erklärt sie. Und auch über den Tod hinaus wird dem Verstorbenen Wertschätzung entgegengebracht. Er wird gewaschen, umgezogen, bekommt Blumen oder bunte Bänder auf sein Bett gelegt. Die Angehörigen erhalten die Zeit zum Abschied nehmen, die sie brauchen. Wenn gewünscht, machen Eichenauer oder der Hospizseelsorger eine Aussegnung. Kommen darf übrigens jeder, egal welcher Glaubensrichtung, welcher sozialen oder kulturellen Herkunft. „Es müssen jedoch bestimmte Kriterien erfüllt sein, damit wir jemanden aufnehmen dürfen. Zum Beispiel muss eine nicht heilbare, weit fortgeschrittene Erkrankung diagnostiziert sein“, erklärt Bernd Eichenauer.

„Ich warte darauf zu sterben“

Der moderne Hospizgedanke ist kaum ein halbes Jahrhundert alt. Die Ärztin Cicely Saunders eröffnete 1967 in London das erste Haus für Sterbende und nannte es Hospiz. Damit knüpfte sie an die mittelalterliche Bezeichnung

für Herbergen an Pilgerwegen an. Diese boten den Reisenden Unterkunft, Pflege und gelebte Gemeinschaft. 1987 entstand das erste stationäre Hospiz in Deutschland. Die ambulanten Hospizdienste gab es drei Jahre vorher. Der Bedarf an Hospizplätzen steigt weiter. Die Medizin hat sich verändert und damit auch die Entwicklungen der Krankheitsbilder. Außerdem wird es immer mehr Singles geben, für die das Zuhause sterben bedeuten würde, alleine zu sterben. Im kommenden Jahr wird die Stiftung kreuznacher diakonie zwei weitere Hospize in Simmern und Neunkirchen eröffnen.

Cicely Saunders sagte einmal: „Es geht nicht darum, dem Leben mehr Tage zu geben, sondern den Tagen mehr Leben.“ „Genau das möchten wir in unserer täglichen Arbeit erreichen“, sagt Bernd Eichenauer. Übers Sterben will Elke Hofmann nicht sprechen. Nur so viel: „Ich habe schon ein paar Mal da oben angeklopft. Aber es wollte mich noch keiner haben. Jetzt bin ich hier und warte, dass ich sterbe. Und diese Wartezeit gestaltet man mir so schön wie möglich. Alle hier sind Herzensmenschen.“ ■

** Name geändert*



Finanzierung von stationären Hospizen

Im Jahr 1997 wurde die Finanzierung stationärer Hospize in das Sozialgesetzbuch aufgenommen. Neben einem Anteil der Kranken- und Pflegekassen sowie einem Beitrag des Trägers mussten zunächst auch die Bewohner beziehungsweise deren Angehörige einen Teil der Kosten tragen. 65 Euro pro Tag wurden von ihnen beigesteuert. Dieser Eigenanteil fiel nach einer Gesetzesänderung 2009 weg. Der Aufenthalt in einem Hospiz ist seitdem für Betroffene und ihre Familien kostenlos. Heute werden 90 Prozent der Kosten von der jeweiligen Kranken- und Pflegekasse übernommen. Zehn Prozent muss das Hospiz beisteuern und ist daher auf bürgerschaftliches Engagement und Spenden angewiesen. Damit verbunden ist es, Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben und den Hospizgedanken in die Gesellschaft zu tragen.

Leichte Sprache

In ein Hospiz gehen schwerkranke Menschen um zu sterben.
Die Stiftung kreuznacher diakonie hat zwei Hospize.
Dort steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt.
Es geht darum, die letzte Zeit so gut wie möglich zu gestalten.



Julius freut sich, wenn er in der Morgenrunde mit einem selbst gewählten Musikinstrument dabei ist



Göktug am neuen Whiteboard: Im Fach Gemeinschaftskunde steht Europa auf dem Plan

Rehabilitationszentrum Bethesda kreuznacher diakonie

Genau am richtigen Platz

von Susanne Hilbertz Unterschiedlicher können sie kaum sein: Julius und Göktug, beide elf Jahre alt und Schüler der Bethesda Schule, eine Förderschule mit dem Schwerpunkt motorische Entwicklung im *Rehabilitationszentrum Bethesda (RZB)*. Sie kamen mit einer Körperbehinderung zur Welt. Der eine sitzt im Rollstuhl, ist ein Sport-Ass und trainiert für die Paralympics. Der andere muss auf Dauer liegen und wird ständig von einer Pflegekraft begleitet, freut sich aber über seinen Sprachcomputer, mit dem er sich endlich in die Gespräche seiner Mitschüler/-innen einmischen kann. Für beide legt die Bethesda Schule mit ihren umfassenden Förderangeboten die bestmögliche Grundlage für ihre Zukunft.

Julius kam mit einer angeborenen Gelenksteife (Arthrogryposis multiplex congenita – AMC) zur Welt, eine Erkrankung, die selten auftritt und schon im Mutterleib zur Versteifung der Muskeln, Sehnen und des Bindegewebes führt. Bei Julius ist das Krankheitsbild stark ausgeprägt, sodass er wegen der fehlenden Muskulatur nicht schlucken, nicht selbstständig atmen und nicht sprechen kann. Zudem muss er die meiste Zeit liegen, sein Speichel ständig entfernt werden. Ihn begleitet kontinuierlich eine Krankenpflegekraft. Trotz seiner schweren Einschränkungen ist Julius ein ganz normaler Junge und möchte gerne unter Kindern sein. Er hat bereits den Kindergarten besucht und seit seinem siebten Lebensjahr geht er zur Schule. „Julius ist

ein sehr waches Kind“, berichtet seine Lehrerin Annemie Hören, die ihn gemeinsam mit acht weiteren Kindern in einer Klasse des Bildungsgangs „Ganzheitliche Entwicklung“ der Bethesda Schule begleitet. Hier werden Schüler/-innen aufgenommen, die in allen Entwicklungsbereichen (geistige Entwicklung, Wahrnehmung, Motorik, Sprache und soziale Entwicklung) umfassende sonderpädagogische Unterstützung benötigen. In der Schule ging es zunächst darum, durch Beobachten und Ausprobieren herauszufinden, was Julius kann. „Wir haben zum Beispiel gemerkt, dass er ein Mengenverständnis hat. Anfangs bekam er eine Klangkugel in eine Hand gelegt, später in jede Hand eine. Über die Körperwahrnehmung konnte er unterscheiden,

ob er eine oder zwei Klangkugeln hat und dies durch Nicken oder Kopfschütteln zurückmelden“, berichtet Hören.

Aktiv mit TOBII

Grundlagen für sein Sprachverständnis haben sicher die Eltern gelegt. „Julius liebt Bücher und Lieder“, erzählt seine Mama. Vorgelesen bekam Julius von Anfang an, er war immer aufmerksam dabei. Nun sind die Eltern glücklich, dass er in der Schule die individuelle Förderung erhält, die er braucht. Anfangs wollte Julius nicht lernen, aber in den vergangenen zwei Jahren „hat der Bub Fortschritte gemacht“, berichten sie. Eine große Hilfe dabei war TOBII. TOBII, sein Computer, begleitet Julius seit eineinhalb Jahren. Das rund 18.000 Euro teure Gerät bedient er ▶



mit Augensteuerung. Julius hat erkannt, dass er nun selbst Möglichkeiten hat, aktiv zu werden. „Als erstes haben wir festgestellt, dass er alle Farben kennt“, lacht die Mutter. „Geahnt hatte ich es, aber mit dem Farben-Spiel von TOBII konnten wir es ausprobieren.“

Beobachten und verstehen lernen

Auch im Unterricht hat Julius Fortschritte gemacht. „Man braucht Zeit, um das Kind wahrzunehmen und zu schauen, an welcher Stelle es reagiert“, berichtet Hören von ihrer Arbeit mit Kindern mit schwersten Behinderungen. Julius besitzt ein gutes Körpergefühl. „Das ist nicht selbstverständlich bei Kindern, die sich körperlich nicht ausdrücken können“, sagt die Lehrerin. Er kann inzwischen, begleitet durch ein Bewegungslied, über zwanzig unterschiedliche Bewegungen durch Mimik und Gestik zeigen und hat viel Freude daran. Im Zusammensein mit seinen Mitschüler/-innen hilft ihm TOBII. Morgens im Musikkreis kann er sich ein Instrument aussuchen und im Kochunterricht gibt Julius nun den Ton an. „Alle waschen jetzt die Hände“ oder „Jeder zieht die Schürze an“ klingt es dann aus seinem Computer. Mit Hilfe von TOBII ist Julius voll dabei.

„Eine Regelschule käme für Julius nicht in Frage“, sind seine Eltern überzeugt, „dort würde er untergehen.“ Sie sind froh, dass an der Bethesda Schule von der schulischen Förderung über die Ergotherapie, die unterstützte Kommunikation, die Physiotherapie und die Beratung durch den Rehamedizinischen Dienst alles vor Ort ist. „Für ein Kind wie Julius genau der richtige Platz.“

Sport-Ass im Rollstuhl

Göktug Yakut geht in den vierten Jahrgang einer Integrationsklasse der Bethesda Schule, die Schüler/-innen aus unterschiedlichen Förderbereichen besuchen. Göktug kann nicht richtig laufen und sitzt häufig im Rollstuhl. Nur kurze Strecken bewältigt er zu Fuß. Der aufgeweck-



UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen und Inklusion

2008 ist die von der UNO-Generalversammlung verabschiedete UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Kraft getreten. Zahlreiche Staaten, darunter auch Deutschland im Jahre 2009, haben die Konvention ratifiziert. Das zentrale Anliegen der UN-Konvention ist die Inklusion, das heißt die gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft. Der Aufbau einer behindertengerechten Infrastruktur ist Basis für die Umsetzung. Menschen mit Behinderung müssen Zugang zu geschlechts- und auch behinderungsspezifischen Gesundheitsdiensten haben und in die Lage versetzt werden, ein Höchstmaß an Unabhängigkeit zu erreichen. Nicht der Mensch mit Behinderung muss sich anpassen, sondern alle gesellschaftlichen Bereiche müssen sich entsprechend seinen Bedürfnissen anpassen und öffnen.

te Elfjährige liebt Sport; mit seinem Team der Bethesda Schule durfte er schon Rheinland-Pfalz bei „Jugend trainiert für Paralympics“ in Berlin vertreten.

Die Schüler/-innen der Bethesda Schule, die in den integrativen Klassen sind, brauchen häufig im Laufe der Grundschulzeit ein Jahr länger. „Manches geht langsamer, weil die Kinder auch öfter krank sind“, berichtet Förderschullehrerin Dorle Klöckner, die Klassenlehrerin von Göktug. Sie ist überzeugt, dass er in der Integrierten Gesamtschule, die er ab dem kommenden Schuljahr besuchen wird, seinen Weg macht: „Er ist ein fitter Schüler, der schnell versteht und ein gutes Transfer-Denken besitzt.“

Selbstbewusstsein und soziale Kompetenzen stärken

Das Betreuungsverhältnis in der Bethesda Schule ist gut: Neben der Klassenlehrerin begleiten weitere ein bis zwei pädagogische Fachkräfte die insgesamt neun Schüler/-innen. Je älter die Kinder werden, umso differenzierter wird das Unterrichtsangebot. Häufig erhalten sie Wochenpläne, die sie selbstständig erledigen. Göktugs gute Schulleistungen und die sportlichen Erfolge haben ihm viel Selbstvertrauen gegeben. So wurde er bei einem Fußballturnier besonders ausgezeichnet. „Das ist wichtig fürs Selbstbewusstsein. Bei solchen Anlässen

gehen Kinder mit Körperbehinderung an anderen Schulen oft unter“, sagt die Klassenlehrerin. Göktug ist gut vorbereitet und freut sich auf die neue Schule. Seine alten Klassenkamerad/-innen und die Lehrer/-innen wird er vermissen, aber vorher steht noch eine Klassenfahrt auf dem Programm. Es geht in die Jugendherberge nach Speyer.

Förderung mit Tradition

Die Sorge für Menschen mit Körperbehinderungen war Anstaltsgründer Hugo Reich von Beginn an ein Anliegen. Einrichtungen in Kopenhagen, Dresden und Potsdam waren ihm Vorbild für die bis dahin noch wenig etablierte „Krüppelfürsorge“, wie es Ende des 19. Jahrhunderts hieß. Bei seinen Reisen und Hospitationen 1897/98 lernte er Konzepte kennen, die heute in Zeiten von UN-Behindertenrechtskonvention und Inklusion als Ziel für Menschen mit Behinderungen in ihren Grundzügen noch aktuell sind. Von Beginn an war Hugo Reich von dem Gedanken der Viergliedrigkeit zur Förderung, Rehabilitation und Integration von Menschen mit körperlichen Behinderungen überzeugt. Neben der ärztlichen Behandlung waren dies die Schulausbildung („Anstaltsschule“), die berufliche Bildung („Werkstätten“) und schließlich die erzieherische Begleitung beim Heimaufenthalt („Heimstätte“). ▶

Die Schul- und Berufsausbildung
standen von Anfang an im Fokus der
Einrichtung Bethesda. Hier: Schüler
beim Werkunterricht im Freien

Teilhabe ermöglichen

Der Gedanke der Interdisziplinarität steht für das RZB weiterhin ganz oben. Ein Team unterschiedlichster Professionen bietet den Bewohner/-innen, Kund/-innen und Patient/-innen Rehabilitation, medizinische Versorgung und Unterstützung für Wohnen und das Alltagsleben. Oberstes Ziel ist es, Menschen mit ihrer Behinderung die Teilhabe in einer inklusiven Gesellschaft zu ermöglichen. Kinder und Erwachsene mit schwersten und schwerstmehrfachen Behinderungen gehören heute zur Klientel des RZB. Häufig kann eine Eingliederung in das Berufsleben – und sei es in Form einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung – nicht das Ziel sein. „Teilhabe und Selbstbestimmung sind Menschenrechte“, erklärt Diakonin Heike Gatzke, pädagogische Geschäftsführerin des RZB, „und jeder Mensch hat seine eigene Würde und ist von Gott geliebt.“ ■



Bei der Krüppelhilfe müssen
sich Arzt und Erzieher, Pfleger
und Pflegerin, Werkstätten-
Vorsteher, Bandagist und nicht
zuletzt der Lehrer und Seelsorger
in die Hände arbeiten. [...]

So kommen wir zu einer
Vierteilung unserer Arbeit.

Palmbblätter, Februar 1898, S. 12, Hugo Reich

Leichte
Sprache

Julius ist elf Jahre alt. Er kann nicht laufen und nicht sitzen.

Julius liegt die meiste Zeit. Auch sprechen kann er nicht.

Gerne würde er mit seinen Schul-Freunden sprechen.

Deshalb spricht jetzt ein Computer für Julius.

Der Computer heißt TOBII und er kann viele Sätze.

Davon wählt sich Julius welche aus. Das macht er mit seinen Augen.

Julius guckt sich Bilder auf dem Computer an.

Die Bilder bedeuten bestimmte Sätze. TOBII sagt die Sätze dann.

Julius geht es besser, seit er den Computer hat.

Nun kann er mit seinen Schul-Freunden sprechen.



Erwin Harth arbeitete 33 Jahre in der Wohnungslosenhilfe kreuznacher diakonie

Wohnungslosenhilfe kreuznacher diakonie

Teilhabepläne, Feuer und Eier mit Speck

von Georg Scheffler-Borngässer Im vergangenen milden Winter gab es kaum Nachrichten darüber, dass Menschen in Deutschland erfroren sind, weil sie ohne Dach über dem Kopf leben. Gleichwohl leben Menschen ohne Wohnung in ständiger Gefährdung, sei es durch Gewalt, durch Hunger, nicht behandelte Krankheiten oder die Witterung. Die Ursachen für Wohnungslosigkeit sind vielfältig; es können der Verlust der Arbeit, Mittellosigkeit, Zwangsmobilität, soziale Isolation und Diskriminierung, unterschiedliche körperliche und seelische Leiden, Scheidung oder Gewalt durch Partnerinnen und Partner sein. Manchmal ist es einfach auch die Gemenge-Lage vieler einzelner – für sich betrachtet – kleiner Auslöser, die Menschen ihre Wurzeln verlieren lässt.

Im September 1980 hatte Erwin Harth seinen ersten Arbeitstag auf dem Niederreidenbacher Hof, der Anfang des 20. Jahrhunderts gegründeten Arbeiterkolonie „Hilf mir“. Zum Ende des letzten Jahres ist er in Ruhestand gegangen. Kaum einer hat die Veränderungen in der *Wohnungslosenhilfe* so miterlebt wie er. „Wir haben alle paar Jahre die Begriffe geändert“, sagt Harth. „Von der Nichtsesshaftenhilfe über die Soziale Rehabilitation bis hin zur *Wohnungslosenhilfe* haben wir immer mal neu getauft“, erinnert sich der Neu-Rentner. Die Namen sind ein Spiegelbild der sich inhaltlich ständig verändernden Arbeit. Ein Entwicklungsbericht, wie er in den 1980er-Jahren geschrieben wurde, hat nichts mehr mit dem individuellen Teilhabeplan zu tun, wie er heute erarbeitet wird. Der Bericht wurde über jemanden geschrieben, der die Einrichtung aufsuchte. An der Beratung über den Teilhabeplan nimmt der Betroffene selbst teil und wirkt aktiv mit. Der Teilhabeplan sieht alle halbe Jahr vor, die Entwicklung eines Menschen zu überprüfen. Davon hängen auch die Entgelte ab, die die *Wohnungslosenhilfe* für ihre Leistungen erhält. „Mehr als 50 Prozent der Arbeitszeit wird davon bestimmt, die finanziel-

len Grundlagen für die Arbeit zu sichern“, sagt Erwin Harth. Die Mitarbeitenden des Sozialdienstes begleiten als Bezugspersonen die Bewohnerin und den Bewohner in die Teilhabekonferenz. Darüber hinaus sind ein Vertreter des Landesamtes und ein Vertreter des örtlichen Kostenträgers dabei. In der Konferenz werden Entwicklungen und Wege gesucht und besprochen, wie die Bewohnerin, der Bewohner wieder ohne die Unterstützung der Sozialdienste der *Wohnungslosenhilfe* leben kann.

Grundsätzlich muss jeder, der in einer stationären Einrichtung der *Wohnungslosenhilfe* lebt, sich um die Unterstützungsleistungen beispielsweise durch das Jobcenter kümmern. Ein Teil dieser Leistungen muss an die Einrichtung abgeführt werden. Vieles ist heute stark reglementiert. Die Wege aus der Einrichtung heraus sind dadurch nicht leichter geworden. Auf die Frage, ob dies schon einmal besser gewesen ist, sagt Harth: „Ja, als das Land Rheinland-Pfalz die Integrationsmaßnahmen IMA aufgelegt hatte.“ IMA bedeutete für die Betroffenen einen auf ein Jahr befristeten Arbeitsvertrag auf Empfehlung der *Wohnungslosenhilfe*. In dieser Zeit arbeiteten die Menschen sozialversicherungspflichtig in der Haus-

wirtschaft, der Landschaftspflege oder in anderen angelernten Tätigkeiten. Manch einer kehrte in seinen erlernten Beruf zurück. Etliche haben wieder Tritt gefasst und arbeiten. „Mit der Einführung von Hartz IV endete IMA“, erinnert sich Harth an dieses vergleichsweise unbürokratische und aus seiner Sicht erfolgreiche Modell individueller Förderung.

Für Romantik ist kein Platz

In Nazi-Deutschland wurde der Begriff „Nichtsesshafte“ geprägt. Damit wurde suggeriert, dass sich Menschen bewusst auf Wanderschaft begeben haben, um sich Bürgerpflichten zu entziehen. Als „Schädlinge des Volkes“ wurden Menschen ohne Wohnung verfolgt und in Konzentrationslagern ermordet. Der Begriff „Nichtsesshafte“ ist in der Nachkriegszeit bis in die 1980er-Jahre erhalten geblieben. Wie wenig der Wandergeselle, dessen Leben einmal verfolgt und dann wieder romantisiert als frei und ungebunden wahrgenommen wurde, mit der Wirklichkeit zu tun hat, hat Harth in seiner Zeit erlebt. Kaum einer, der mehr als 50 Kilometer von seinem Heimatort entfernt nach einer Bleibe sucht. Harth erinnert sich an Herrn K.: „Er kam alle paar Wochen auf den Hof, ▶



Inzwischen hat die Arbeiter-Kolonie, welche wir bei Fischbach-Weierbach auf unserem dortigen Hofgut im Jahre 1911 begannen, einen erfreulichen Fortgang genommen. [...] Denn unsere ‚lieben Brüder von der Landstraße‘, welche draußen auf dem Feld, im Garten, im Wald und drinnen im Stall und in den mancherlei Werkstätten tüchtig arbeiten, benötigen und bekommen auch kräftige Verpflegung, und es ist eine doppelte Freude, diese im Leben hin und her geworfenen, manchmal ausgestoßenen und an den Strand geworfenen Männern beim Roden des Waldes, beim Ausgraben der starken Eichenwurzeln, beim Aufwerfen von Gräben und dann hernach beim Mittag- und Abendessen zu beobachten.

Palmblätter, 2. Vierteljahresheft 1913, S. 3, Hugo Reich

Die zweite stationäre Einrichtung der Wohnungslosenhilfe kreuznacher diakonie wurde 1928 auf der Eremitage in Bretzenheim gegründet



Agenda 2010 und Hartz IV

Die Agenda 2010 hat mit ihrem radikalen Reformansatz das System der sozialen Transferleistungen verändert. Die Anforderungen sowohl an Bewohnerinnen und Bewohner der Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe als auch an die Mitarbeitenden sind erheblich gestiegen. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner haben Anspruch auf Leistungen nach dem SGB II und müssen sich dem Prinzip des Forderns und Förderns unterwerfen. In der Praxis von Hartz IV entstehen den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Rheinland-Pfalz nicht unerhebliche Verluste, wenn etwa Sanktionen gegen Bewohnerinnen und Bewohner ausgesprochen werden oder im Aufnahme-monat das Geld schon verbraucht ist. Ein noch größeres Problem allerdings besteht darin, dass die Soziale Arbeit sich dadurch erheblich wandelt. Die Mitarbeitenden werden mehr und mehr in die Rolle einer Geldeintreiberin, eines Geldeintreibers gedrängt. Die fachlichen Grundsätze helfender Beziehungen treten in den Hintergrund. Gerade für den Hilfeprozess für Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten ist diese Entwicklung fatal. Sind diese doch aufgrund ihrer biografischen Erfahrungen auf durch Vertrauen und Verlässlichkeit geprägte Beziehungen angewiesen.



um ein oder zwei Nächte zu übernachten, um seine Sachen zu waschen und um seine Habe, die er an und auf seinem Fahrrad in unzähligen Plastiktaschen mit sich schleppte, neu zu sortieren.“ Große Entfernungen hat auch Herr K. nicht zurückgelegt. Männer und Frauen, die heute Unterkunft und Hilfe in den Einrichtungen der *Wohnungslosenhilfe* suchen, kommen oft aus der unmittelbaren Umgebung und den umliegenden Landkreisen.

Männer und Frauen brauchen

Angebote

Seit den 1990er-Jahren werden auch Frauen in den Einrichtungen der *Wohnungslosenhilfe* aufgenommen. Bereits Hugo Reich hatte gefordert: „Wie hoch nötig wäre in unserer Provinz auch eine Arbeiterinnen-Kolonie, in welcher halbe Kräfte, wie sie uns fast in jeder Woche angeboten werden, je nach ihrer Eigenart im Garten und auf dem Felde, in Stall und Hauswirtschaft für den Rest ihrer Kraft befriedigende Tätigkeit finden können!“ Zu Grunde liegen heute andere Gründe und Motivationen, als Hugo Reich sie nannte, zumal die Hilfebedarfe der Frauen nicht deckungsgleich sind mit denen der Männer. In Idar-Oberstein und in Bad Kreuznach gibt es ambulante und stationäre Hilfen für Frauen. Das Café Bunt in

Bad Kreuznach mit Tagesaufenthalt, Beratung, Notunterkunft und Wohnen ist ein spezielles Angebot für Frauen in Not, die wohnungslos oder von Wohnungslosigkeit bedroht sind. Es finanziert sich fast vollständig aus Spendenmitteln.

Gestärkt aus der Krise

Ein Feuer im Dezember 2010 beendete die Arbeit auf dem Hof abrupt. In einem der Aufenthaltsräume war nachts ein Fernseher in Brand geraten. Die Folgen von Flammen und Löscharbeiten machten das Haus unbewohnbar. Glücklicherweise kam kein Bewohner zu ernsthaftem Schaden. Dafür und für die vielen Helfer, die sehr schnell zur Stelle waren, ist Harth dankbar. Alle hatten noch in der Nacht ein Dach über dem Kopf und ein Bett, in dem sie schlafen konnten. Hier klingt auch ein bisschen Stolz darüber mit, wie mit der Krise umgegangen wurde. Alle Kollegen der *Wohnungslosenhilfe* machten dies möglich, damit es gut weitergehen konnte. Heute wohnen die Menschen an 15 Standorten in Idar-Oberstein und an 20 Standorten in Bad Kreuznach. Die Menschen, die im Altenheim lebten, wohnen in der Eremitage oder in einer Einrichtung der Altenhilfe in der Edelsteinstadt. Erwin Harth macht keinen Hehl daraus, dass er der Zeit auf dem Hof nachtrauert. „Wir haben dort

Angebote für Menschen gehabt, die dauerhaft eine Bleibe gesucht haben.“ Für die, so findet er, war der Hof ideal.

Erinnerungen und Zukunft

Gute Erinnerungen hat Erwin Harth an die gemeinsamen Freizeiten mit den Männern vom Hof, die sie nach Österreich und fast nach Venedig geführt haben. Die Mittel reichten nur für einfache Unterkünfte. Der Stimmung tat dies allerdings keinen Abbruch und es war selbstverständlich, dass jeder der Mitfahrer bei Küchendienst und Besorgungen mit anfasste. „Die Tage begannen eigentlich schon immer mit dem tollen Frühstück“, erzählt Harth, „einer der Männer brachte es immer fertig, Eier mit Speck zuzubereiten.“ Im Alltag auf dem Hof wäre dies undenkbar gewesen. Für Erwin Harth ist das Kapitel *Wohnungslosenhilfe* fast abgeschlossen. Aber eben nur fast, denn seine Tochter Natasha arbeitet seit rund zwei Jahren in der *Wohnungslosenhilfe* im Sozialdienst. Sie erlebt die weiteren Veränderungen hautnah mit. Der Staffelfstab ist weitergereicht. Welche Veränderungen in Bezug auf Dezentralisierung und Differenzierung der Angebote es geben wird, bleibt völlig offen. Menschen, die arm sind, wird es auch in Zukunft geben. Die Angebote der *Wohnungslosenhilfe* werden sich den Bedürfnissen anpassen. ■

Leichte Sprache

Es gibt viele arme Menschen.

Es gibt Frauen und Männer ohne Wohnung.

Die Wohnungslosenhilfe kreuznacher diakonie kann helfen.

Dort gibt es Essen und Trinken und ein Bett zum Schlafen.

Dort gibt es auch Gespräche mit Sozialarbeitern.

Die Sozialarbeiter helfen den Menschen, Geld zu bekommen.

Die Sozialarbeiter unterstützen sie beim Ausfüllen von Anträgen,

- damit sie wieder eine eigene Wohnung suchen können,
- damit sie vielleicht auch eine Arbeit finden.

Seniorenhilfe kreuznacher diakonie

Zwischen nüchterner Dokumentation und herzlichen Begegnungen

von Lea Feldmann Was passiert, wenn ich nicht mehr allein zurechtkomme? Wer bietet mir Schutz, wenn mir meine Familie plötzlich fremd wird? Wer hilft mir, wenn ich Pflege brauche? Fragen, mit denen sich jeder – früher oder später – auseinandersetzen muss. Die Pflege im Alter ist ein großes Thema. Für die Senioreneinrichtungen gibt es viel zu tun.

Wir wollen eine bedürfnisorientierte Versorgung älterer Menschen garantieren", sagt Monika Kolling, Geschäftsführerin der *Seniorenhilfe kreuznacher diakonie*. „Leider ist die Altenpflege gesellschaftlich nicht gut angesehen.“ Gut ausgebildeter Nachwuchs fehlt bereits heute. „Das Pflegepersonal trägt große Verantwortung, was für viele eine große Belastung darstellt“, erzählt Bernd Meyer, Einrichtungsleiter im Wichernhaus der *Seniorenhilfe* in Saarbrücken. Über Medikamenten- und Wundmanagement und einer peniblen Dokumentation aller pflegerischen Leistungen schwebt ständig der Wunsch, dem Pflegebedürftigen gerecht zu werden. „Wir haben in der Altenpflegeaus-

bildung eine hohe Abbruchrate, weil viele merken, wie anstrengend der Beruf psychisch und physisch ist“, sagt Kolling. Trotzdem sei die Altenpflege-Arbeit eine schöne. „Unsere Mitarbeitenden haben täglich herzliche Begegnungen mit den Bewohnern und bekommen viele positive Rückmeldungen von ihnen. Das ist für sie immer wieder auch ein Erfolgserlebnis.“

Wo sind die rüstigen Rentner hin?

„Die Arbeit ist heute geprägt von intensiver Dokumentationsarbeit. Das macht etwa 40 Prozent der Arbeitszeit aus“, erzählt Monika Kolling. Trotzdem darf der Mensch nicht zu kurz kommen. Und der Pflegebedarf der Bewohner/-innen ist in den letzten Jahrzehnten enorm gestie-

gen. „Früher gingen die Leute ins Altenheim, um nicht mehr allein zu Hause sein zu müssen. Sie waren körperlich fit“, sagt Meyer. „Heute kommen Menschen, die sich nicht mehr allein versorgen können.“

Schwester Brigitte Lengert, Oberin des *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhauses*, arbeitete 1958 im Siechenhaus, einem Frauenaltersheim, auf dem Diakoniegelände in Bad Kreuznach. „Wer damals dort lebte, war meist noch rüstig“, erinnert sich die Diakonisse. „Sie sind selbstständig zum Gottesdienst gegangen und waren viel auf dem Gelände unterwegs.“ Es habe nur wenige gegeben, die pflegebedürftig gewesen seien.

Kein Vergleich zur heutigen Situation. Bewohner/-innen ohne Rollstuhl oder Demenz sind klar die Ausnahme. „Man musste damals auch nicht so viel dokumentieren. Dadurch war ein engerer Bezug zu den Menschen möglich“, erzählt Schwester Brigitte. Damals lebte man über Jahre im Heim, heute zwischen fünf und zehn Monaten. Im Schnitt haben rund 80 Prozent der Bewohner/-innen kognitive Einschränkungen, was oft mit einem sehr hohen Pflegebedarf einhergeht.

Wenn der Kopf nicht mehr mitmacht

„Demenz ist ein großes Thema“, sagt Monika Kolling. „Tendenz steigend und eine besondere Herausforderung. Wenn ein Bewohner dich freudestrahlend begrüßt und mitdir lacht, kann das im nächsten ▶



Wir Christen müssen immer mehr Nehmende als Gebende sein. – Eine Schwester kann nur so viel ausgeben, als sie in sich aufnimmt.

Eugenie Michels – Lebensbild einer Diakonissenuutter, 1939, S. 44



In den 1960er-Jahren im Rentnerheim in Bad Kreuznach



Wussten Sie schon

Bei der Recherche zu den Beiträgen in diesem Heft sind die Redakteurinnen und Redakteure tief in die Archive hinabgetaucht. Außerdem haben sie viele Menschen der *kreuznacher diakonie* getroffen. Es wurden Geschichten erzählt, Zahlen erwähnt und Ereignisse beschrieben. Hugo Reich habe zum Beispiel in den Schienenverkehr eingegriffen und die Bahn angehalten, wenn er zwischen Kreuznach und Sobernheim pendelte. Leider haben wir nichts über „Ritter Kuno, unseren Liebling“ aus einem Prospekt von 1912 (* unterhalb der Diakonie Kirche) in Erfahrung bringen können. Aber eine ganze Menge an kleinen Dingen, über die man schmunzeln kann. Entscheiden Sie selbst, was Sie auf diesen Seiten für wissenswert halten.

1



1889



3



4



2

1 Der Anfang

Am 17. Oktober 1889, einem Donnerstag, begann die Arbeit der Stiftung *kreuznacher diakonie* als *II. Rheinisches Diakonissen-Mutterhaus* in Bad Sobernheim. Schon als der Gründer Pfarrer Hugo Reich ins Pfarrhaus in der Igelsbachstraße einzog, galt dies nur als Übergangslösung. Es gab von Beginn an Überlegungen, ein größeres Mutterhaus auf dem Sobernheimer Hüttenberg zu bauen. Dieses wurde im November 1893 eingeweiht. Im Jahr 1900 wurde der Hauptsitz nach Bad Kreuznach verlegt.

2 Brüderchen, Fläschchen und Becherchen

Nach einem ins Wasser gefallenen Ausflug wurde am Nachmittag im Freien bei Kaffee und Kuchen gefeiert. In seiner Ansprache sorgte Pfarrer Reich für eine dreifache Überraschung, nämlich mit „dem Brüderchen, dem Fläschchen

on?



924

5



*

Milch und dem Becher Wasser". Damit kündigte er der lauschenden Menge „die Nachricht von der Anstellung eines neuen Anstaltspfarrers (das war das ‚Brüderchen‘), dem Ankauf des Niederreidenbacher Hofes und einer stattlichen Kuhherde (das war das ‚Fläschchen‘) und dem endlichen Fund der so dringend notwendigen Quelle im Mutterhausgarten (das war der ‚Becher Wasser‘)“ an. Zu lesen in den Palmbüchern, 1. und 2. Quartalsheft, 1908, S. 21.

3 Mit Bimmel und Bammel: Auszug der Kinder Israels
Jedes Jahr im Sommer fand am Geburtstag der Mutterhaus-Mutter (Eugenie Michels) ein Ausflug zum Schäferplacken statt. Es blieb keiner daheim, der auch nur annähernd transportfähig war: „Wie sie da alle loszogen, die Siechen, die Krüppel, die Bethanier,

die dienstbaren Hausgeister, auch all' die abkömmlichen Töchter des Hauses [...] Gleich den Bewohnern des Morgenlandes, die in den heißen Sommermonaten die lustigen Höhen des Libanon beziehen, also schob sich der aus etwa 300 Menschen zusammengesetzte Zug den [...] Kuhberg hinauf, zu Fuß, zu Wagen, die alten in Fahrtstühlen, Leiterwagen mit dem Proviant [...] Dazu bammelte und bimmelte unter einem jeden Wagen eine Hausglocke, die läutete gar feierlich in all' das fröhliche Marschieren hinein.“ Zu lesen in den Palmbüchern, 1. und 2. Quartalsheft, 1908, S. 20f.

4 „Die offene Tür“

Die „offene Tür“ erscheint erstmals Anfang 1934. Im Geleitwort heißt es: „[...] Das beiiegende Blatt ‚Die of-

10 Dachdeckende Diakonissen

1944 und 1945 zerstörten Brandbomben zahlreiche Gebäude auf dem Diakoniegelände in Bad Kreuznach, darunter die Diakonie Kirche und das *Mutterhaus*. Da es in dieser Zeit schwierig war, Handwerker zu gewinnen, kümmerten sich die Schwestern selbst darum, Ziegeln herzustellen. Auch das Decken der beschädigten Dächer übernahmen sie selbst, so dass sie im Winter 1946 im wahrsten Sinne des Wortes wieder ein Dach über dem Kopf hatten.



6



fene Tür' soll diese monatliche Gabe sein. Was das Blatt zu bringen hat, mögen Sie freundlichst aus seiner ersten Nummer ersehen. Heute ist es mehr denn je für das Bestehen der Inneren Mission und die Ausrichtung ihres Dienstes notwendig, tief und fest in den Gemeinden unserer heimatlichen Kirche zu wurzeln." Der Bezug der „offenen Tür“ ist kostenlos. Die „offene Tür“ ist „Helfer für die Ausbreitung

7



und Vertiefung des Diakoniegedankens". Der Titel „Offene Tür – Grüße aus dem Kreuznacher Mutterhaus“ betont den offenen Charakter. 1934 erscheinen „offene Tür“ und „Palmbblätter“ noch parallel, letztere werden jedoch mit dem Heft im Frühjahr 1935 eingestellt.

5 Die Bäume

924 Bäume stehen im Jubiläumsjahr 2014 auf dem Gelände der *Stiftung kreuznacher diakonie* in Bad Kreuznach. Der älteste Baum ist die Eiche gegenüber dem *Mutterhaus*. Sie wurde 1917 gepflanzt.

6 Unter der Haube

Zwischen 1916 und 1969 trugen die Schwestern des *II. Rheinischen Diakonissen-Mutterhauses* die Rüschenhaube. Dazu wurde ein sieben Meter langes Tüllband

2014

11 Die Glocke der Eremitage

Die Glocke läutete bis zum Ende der 80er-Jahre morgens zum Arbeitsbeginn. Nach dem Läuten hatten sich alle Bewohner der Eremitage im Hof in einer Reihe aufzustellen und wurden dann zur Arbeit eingeteilt. Jeder musste erscheinen. Wer nicht kam, wurde entlassen. Diese absolute Arbeitspflicht wurde auf der Eremitage erst 1989 abgeschafft. Heute läutet die Glocke zu den Gottesdiensten.



8



9



in Rüschen gelegt. Jedes Mal nach dem Waschen der Haube wurde das Tüllband abgetrennt, gebügelt, gestärkt und wieder in Rüschen gelegt. Jede einzelne Rüsche nähten die Schwestern mit einem Stich fest. Danach wurden sie mit einem Elfenbeinstab in Form gezupft und anschließend mit einem speziellen Holzbrett beschwert. Erst danach konnten die Diakonissen die Haube wieder tragen.

7 Delikatessen-Mutterhaus

„Originell sind oft die Aufschriften auf den Briefumschlägen und die Anreden in den Briefen, die bei uns einlaufen“, erklärt Pfarrer Hugo Reich in den Palmblättern, Weihnachtsheft 1909, S. 19. Besonders amüsant war die Adressierung „An das Delikatessen-Mutterhaus, Kreuznach“ – guten Appetit!

8 Das musikalische Multitalent

Der Kantor der *Stiftung kreuznacher diakonie*, Helmut Kickton, ist ein musikalisches Multitalent. 26 Instrumente hat er in seinem Repertoire, unter anderem einen Renaissancedudelsack, einen Kontrabass und eine E-Gitarre. Hinzu kommen acht Instrumente, die er früher schon einmal gespielt, jedoch momentan nicht in Gebrauch hat.

9 Mehr aus der Geschichte der *Stiftung kreuznacher diakonie* erfahren Sie unter:

www.kreuznacherdiakonie.de/Stiftung/Geschichte/125-Jahre-im-Ueberblick/



**In jedem Menschen
verwirklicht sich
ein Gedanke Gottes.**

► Fortsetzung von Seite 25

Moment ganz anders sein", weiß Bernd Meyer. Aber wie sollen Mitarbeitende einem solchen Menschen begegnen? „Mit einem Lachen erreicht man die Menschen immer“, erzählt Gerhard Hary, der ehrenamtlich im Wichernhaus arbeitet. „Das kostet weder Geld, Zeit noch Mühe.“ Man müsse dafür sorgen, dass die Menschen ein Gefühl der Geborgenheit und der Sicherheit haben. Es gilt, das Vertrauen der Menschen mit Demenz und deren Angehöriger zu gewinnen. „Wir bringen den Bewohnern unsere Wertschätzung entgegen, indem wir sie mit ihren Fä-

higkeiten akzeptieren und ihnen tagtäglich in ihrer Realität begegnen.“ Respekt, Achtung und Wertschätzung seien die drei wichtigsten Werte im Umgang mit Pflegebedürftigen.

Mit viel Humor zu tollen Freundschaften

Die Arbeit der Ehrenamtlichen ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Seniorenhilfe. Gerhard Hary ist einer von insgesamt über 120. „Sie bringen sich in den Einrichtungen selbstständig ein“, berichtet Meyer. „Viele waren vorher Angehö-

rige.“ Wie Gerhard Hary. „Zuerst heißt es ‚Ich kümmere mich um Mutter‘ und das wird irgendwann zu ‚Ich kümmere mich um alle.“ Die Arbeit in der Altenpflege ist keine leichte. „Aber es ist ein gutes Gefühl, helfen zu können, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind“, sagt Hary. Und zu wissen, dass man gebraucht wird, sei ein tolles Gefühl. „Es entstehen Freundschaften. Und wenn ich einen Tag nicht da bin, vermissen sie mich schon“, schmunzelt er.

Von Anfang an bis heute

Die *Stiftung kreuznacher diakonie* bietet schon seit ihren Anfängen Seniorinnen und Senioren Platz. 1899 wurde das erste Altenheim in Kreuznach eröffnet. Bald gab es ein Siechenhaus, eine Einrichtung für Frauen, und ein Rentnerheim für Ehepaare. Diese beiden Häuser betrieb die *Stiftung* bis Ende der 1970er-Jahre. ►

2014 im Caroline Fliedner Haus in Neunkirchen





Demografische Entwicklung

Die Demografie unserer Gesellschaft wandelt sich. War in den 1960er-Jahren noch die Rede von „Geburtenboom“ und die Forderung nach mehr Kindergärten und Schulen laut zu hören, muss die Politik heutzutage den Fokus anders setzen. Wir leben in einer Gesellschaft des längeren Lebens: Durch medizinische Fortschritte steigt die Lebenserwartung der Menschen seit Jahren. Das bedeutet – zusammen mit einer sinkenden Geburtenrate – mehr Seniorinnen und Senioren als jemals zuvor in Deutschland. Da aber auch immer mehr Krankheitsbilder im Alter auftreten, steigen die Anforderungen an Versorgung und Pflege parallel mit an. Die wenigsten Menschen sind in ihrem letzten Lebensabschnitt vollständig gesund. Viele über 60-Jährige sind sogar chronisch krank. Deswegen werden immer mehr Senioreneinrichtungen gebraucht, in denen geschulte Fachkräfte sich um Pflegebedürftige kümmern. So soll eine gute Pflege im Alter zu mehr Lebensqualität im Alter führen.

Außerdem wurde 1936 das erste von drei Feierabendhäusern für Diakonissen im Alter errichtet. Als 1979 Siechenhaus und Rentnerheim schlossen, wurde die *Stiftung kreuznacher diakonie* Mehrheitsgesellschaft mit Einrichtungen für Seniorinnen und Senioren in Rheinland-Pfalz und dem Saarland. Heute unterhält die *Seniorenhilfe* sieben Senioreneinrichtungen in Bad Kreuznach, Neunkirchen, Saarbrücken und Schwalbach.

Man muss in die Zukunft investieren

Und sie weitet ihre Standorte aus: Mit den *Heilpädagogischen Einrichtungen* entsteht in Mainz-Gonsenheim das Wohnkonzept „Leben in Gemeinschaft“. Hier werden ab 2015 Senior/-innen, Familien, Singles, Menschen mit Behinderungen und Student/-innen gemeinsam leben und sich gegenseitig unterstützen.

„Wir arbeiten an unserer eigenen Zukunft“, sagt Kolling. „Die Zahl der Pflegebedürftigen wird steigen und die Finanzierung kann von den Sozialhilfeträgern und Pflegekassen so nicht mehr getragen werden“, mahnt sie. Dazu kommt der Fachkräftemangel in der Pflege.

„Präventionsarbeit wird ein Thema werden“, prophezeit Meyer. In Dänemark zum Beispiel konnte man durch ein spezielles Präventionssystem sowie frühzeitige hauswirtschaftliche Unterstützung die bestehenden Pflege-Einrichtungen um ein Drittel senken.

Wie es in Deutschland weitergeht, wird man sehen. Doch eins ist nicht nur für Monika Kolling klar: „Wir alle werden älter und wollen in gute Hände kommen, sollten wir pflegebedürftig werden.“ Gut, dass die *Seniorenhilfe kreuznacher diakonie* besonders große Hände hat. ■



Leichte Sprache

Die kreuznacher diakonie kümmert sich um alte Menschen.

Das war früher so und das ist heute so. Die Arbeit hat sich verändert.

Auch die Bedürfnisse der Bewohner haben sich verändert.

Früher waren sie recht selbstständig, wenn sie ins Altenheim kamen.

Heute brauchen die meisten viel Hilfe. Viele Bewohner haben Demenz.

Das bedeutet, sie vergessen alles und erinnern sich sogar nicht mehr an ihre Familie.

Für die Arbeit braucht man gut ausgebildetes Personal und ehrenamtliche Helfer.

Diakonie Werkstätten kreuznacher diakonie

Jeder hat das Recht auf Arbeit

von Sonja Unger Für 135 Menschen mit Behinderung, die in zum Teil recht alten Werkstattträumen beschäftigt wurden, sollte Kurt Hoffmann-Rollauer im Jahr 1977 die Leitung übernehmen. Als er 2004 als Geschäftsführer der *Diakonie Werkstätten kreuznacher diakonie* in Rente ging, waren es 980 Beschäftigte in den Betrieben und den beiden Tagesförderstätten.

Das Meisenheimer Bodelschwing-Zentrum war zu Beginn von Hoffmann-Rollauers Amtszeit noch im Bau. Auf dem Niederreidenbacher Hof und der Asbacher Hütte arbeiteten einige Beschäftigte im Provisorium. In Bad Kreuznach gab es Überreste einer Korbflechterei und einer Herrenschneiderei. Gemeinsam mit den schon tätigen Mitarbeitenden in den Werkstattbereichen übernahm der heute 72-Jährige die Aufgabe, die *Diakonie Werkstätten* auf- und auszubauen. „Das bedeutete für mich, bestmögliche und individuell angepasste Arbeitsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen zu schaffen“, erzählt er.

Als „Raumklau“ war der noch junge Geschäftsbereich der *Stiftung kreuznacher diakonie* bei den anderen Bereichen bald bekannt. Denn um gute Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen, brauchte es die entsprechenden Räume. So blieb Kurt Hoffmann-Rollauer und seinem kaufmännischen Kollegen Rolf Gillmann gar nichts anderes übrig, als erst einmal so viel Platz wie möglich zu schaffen. Und so setzte ab

Ende der 1970er-Jahre ein Bau-Boom ein, der – in Zeiten voller Haushaltskassen – auch staatlicherseits mit viel Geld unterstützt wurde.

Neue Gebäude und neue Gesetze

Neue Werkstattgebäude entstanden in Meisenheim, Bad Kreuznach, auf der Asbacher Hütte, in Kirn und Bad Sobernheim. Später folgte der Aufbau der beiden Tagesförderstätten, die Menschen mit schweren Behinderungen eine Tagesstruktur bieten. Auch hier galt es, geeignete Räume möglichst nahe den Wohnräumen vorzuhalten. Geeignete Einrichtungen, Maschinen und Arbeitsplatzeinrichtungen mussten beschafft und oft auf den Bedarf des Einzelnen umgebaut werden. Menschen mit Behinderungen, die in den damaligen „Diakonie Anstalten“ lebten, eine Arbeit zu geben, war nicht neu. Seit der Gründung war es selbstverständlich, sie an vielen Aufgaben zu beteiligen. Es gab viele Gründe für die rasante Entwicklung eines eigenen ▶

*Betrieb Bad Kreuznach II**Betrieb Bad Sobernheim**Tagesförderstätte Bad Kreuznach**Meisenheim, Betrieb Raumbacher Straße*

◀ Kurt Hoffmann-Rollauer baute von 1977 an die Diakonie Werkstätten auf. Heute genießt er seinen Ruhestand

Geschäftsbereiches, der Menschen mit schweren mehrfachen Behinderungen, mit körperlichen, geistigen oder psychischen Beeinträchtigungen die Teilhabe am Arbeitsleben und somit am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollte. „Zuerst müssen da die neuen sozialen Gesetzgebungen zum Beispiel im Bundessozialhilfegesetz und der darauf aufbau-

enden Werkstättenverordnung genannt werden“, sagt Hoffmann-Rollauer, außerdem die neuen Arbeitsförderungsgesetze. „Hiermit war die Bereitschaft unserer Gesellschaft verbunden, Menschen mit Behinderungen schulische und berufliche Bildung und weiterführend eine Beschäftigung in einer anerkannten Werkstatt für Menschen mit Behinderung zu ermöglichen.“

nen Menschen oder seines Betreuers über den richtigen Weg der beruflichen Eingliederung. In der praktischen Werkstattarbeit galt es nun, die richtigen Rahmenbedingungen zu schaffen. „Wir mussten eine sorgfältige Personalauswahl treffen. Alle mussten bereit sein, sich neben ihrer beruflichen Qualifikation auch fachlich weiterzubilden und die besondere Ausrichtung der diakonischen Einrichtung mitzutragen.“

In oftmals schwierigen Verhandlungen mit den Kostenträgern galt es, den notwendigen finanziellen Rahmen zu sichern. ▶

Sorgfältige Personalauswahl

Fachausschüsse berieten auf der Grundlage eines „Reha-Antrages“ des betroffe-



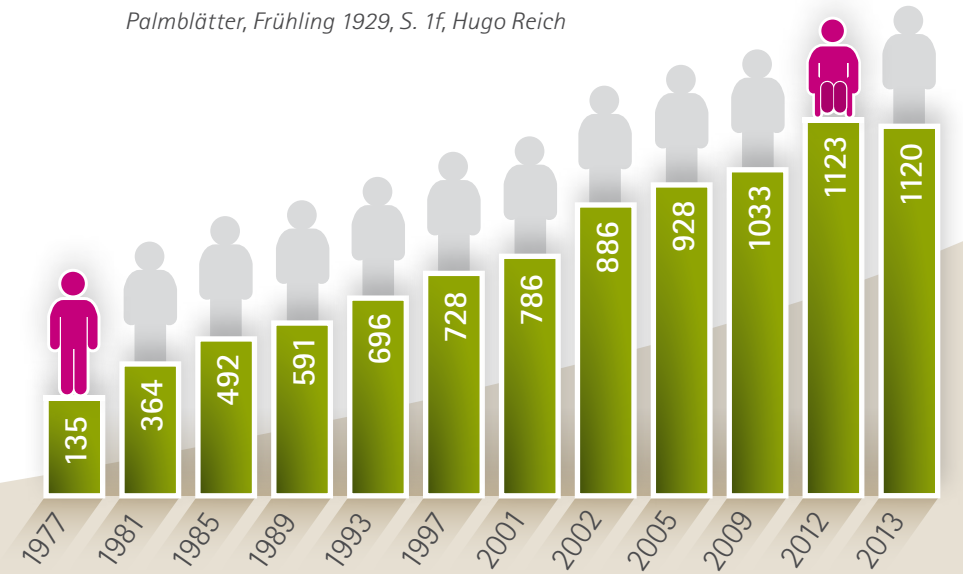
Asbacher Hütte



Betrieb Kirm

» Das Samenkorn, das im Jahre 1889 in die Erde gesenkt wurde, hat reiche Frucht getragen.

Palmbblätter, Frühling 1929, S. 1f, Hugo Reich



Mit 135 Menschen mit Behinderung starteten die Diakonie Werkstätten – heute sind es mehr als 1.000 Menschen



Betrieb Bad Kreuznach I



Oftmals wurden die Vertreter/-innen der Kostenträger in die *Diakonie Werkstätten* eingeladen, um direkt vor Ort Einblick in die Arbeit zu geben. Überzeugungsarbeit wurde auch in zahlreichen weiteren Gremien geleistet. „Hier war es wichtig, stets in das aktuelle Geschehen eingebunden zu sein.“ Beim Start neuer Arbeitsfelder und beim Bau neuer Werkstattgebäude war der Mut, immer wieder Neues zu beginnen, gefragt. „Da half uns der Leitsatz ‚nicht aufhören anzufangen‘“. So wurde manches Arbeitsfeld gestartet und auch Neubauten wurden geplant, bevor die Rahmenbedingungen – sprich die Finanzierung – ganz abgestimmt waren.

„Als großes Glück empfunden“

Bei allen Bauten und Zahlen ging und geht es auch darum, die Menschen nicht aus den Augen zu verlieren. Den Mitarbeitern zu vertrauen benennt Kurt Hoffmann-Rollauer als eine Zutat für das Erfolgsrezept. „Nichts stärkt den Menschen mehr als das Vertrauen, das man in ihn setzt!“ Nur im gegenseitigen Vertrauen entstehe das notwendige „Wir-Gefühl“. Außerdem lag es ihm am Herzen, den Auf- und Ausbau der Arbeit der Werkstatträte, der Interessen-Vertretung der Menschen

mit Behinderung in den Betrieben zu fördern. Mit viel Stolz und Freude erfüllt die Beschäftigten ihre Tätigkeit. Menschen mit Behinderung sind ein Teil der Gesellschaft und wissen, dass sie mitwirken können. Daher ist es auch so wichtig, geeignete Aufträge aus Betrieben der freien Wirtschaft und dem Bereich Eigenproduktion vorzuhalten. Im Rückblick betont Kurt Hoffmann-Rollauer: „Ich hatte einen wunderbaren Arbeitsplatz. Das Zusammenwirken von Menschen mit den unterschiedlichsten Fähigkeiten und Begabungen habe ich auch für mich stets als großes Glück empfunden.“

Kompetenter Partner sein

Unter der Leitung von Martina Pohl, Dr. Klaus Doch und Heiko Selwitschka haben

die *Diakonie Werkstätten* heute das Ziel, als modernes Sozialdienstleistungsunternehmen Menschen mit unterschiedlichen Behinderungsformen angepasste Arbeitsmöglichkeiten zu bieten.

Leistungsfähigkeit und Produktivität der *Diakonie Werkstätten kreuznacher diakonie* sollen künftig deutlicher ins Bewusstsein rücken. Einmal, um den Beschäftigten eine Identifikation mit den *Diakonie Werkstätten* als „ihrem“ Arbeitgeber zu ermöglichen, andererseits um sich als kompetenten Partner für Industrie und Wirtschaft zu präsentieren. Dabei steht die umfangreiche Palette an Beschäftigungsmöglichkeiten weiterhin allen Menschen mit Behinderungen zur Verfügung – unabhängig von Art und Umfang des Unterstützungsbedarfes. ■



Diakonie-Werkstättenmitwirkungsverordnung

Seit Juli 2004 gilt die Diakonie-Werkstättenmitwirkungsverordnung. Dahinter stecken die Rechte für Mitbestimmung und Mitwirkung derjenigen, die in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung tätig sind. Jede Betriebsstätte wählt ihre Vertreter/-innen in die Werkstattrat-Betriebsvertretung. Aus dem Kreis aller Werkstatträte wird im zweiten Schritt der Gesamtwerkstattrat gewählt. Der Werkstattrat wacht darüber, dass die geltenden Gesetze, Verordnungen, Unfallverhütungsvorschriften und mit der Werkstatt getroffenen Vereinbarungen durchgeführt werden. Neben den täglichen Beschäftigungszeiten, Fragen der Gestaltung der Arbeitsentgelte, der Gestaltung von Sanitär- und Aufenthaltsräumen oder der Verpflegung gibt es noch andere Bereiche, in denen die Werkstatträte im Namen der Beschäftigten Mitspracherechte haben.

Leichte
Sprache

Arbeit ist für Menschen wichtig. Das gilt auch für Menschen mit Behinderung.

Schon seit es die kreuznacher diakonie gibt, arbeiten sie überall mit.

Seit den 1970er-Jahren bieten die Diakonie Werkstätten als spezieller Bereich für sie Arbeit an.

Vor fast 40 Jahren haben 135 Menschen mit Behinderung hier gearbeitet.

Heute arbeiten fast 1.000 Menschen in den Werkstätten und den Tagesförderstätten.

Viele Gebäude wurden extra gebaut, damit sie darin arbeiten können.

Heute ist jeder Arbeitsplatz an die Möglichkeiten des Beschäftigten angepasst.



*Ein nachdenklicher Mann:
Hans-Dieter Thalhäuser
erinnert sich an sein Leben
als junger Mann auf dem
Niederreidenbacher Hof*

Heilpädagogische Einrichtungen kreuznacher diakonie

„Wir können uns alles ansehen, keine Geheimnisse“

von Heiko Schmitt Hans-Dieter Thalhäuser war erst etwas ängstlich, als er von dem Interview-Wunsch erfuhr. „Ich wusste nicht, was da auf mich zukommt“, sagt der 65-Jährige. Thalhäuser wohnt im Herzog-Wolfgang-Haus in Meisenheim, hat dort sein eigenes Appartement. Wir sitzen gemütlich mit ihm und einem langjährigen Mitarbeiter, Jürgen Horbach, am Kaffeetisch.

Wir wollen mit Hans-Dieter Thalhäuser über „alte Zeiten“ reden. Wie es damals so war, 1958, als neun-jähriger Junge auf dem Niederreidenbacher Hof. Als junger Werkstattmitarbeiter. Aber auch, wie es ihm heute geht, als Rentner, ganz frisch im Ruhestand. „Ich hab' Fotos, alles kein Geheimnis, die können wir uns alle anschauen“, sagt Hans-Dieter Thalhäuser und springt auf. Immer neue Fotoalben, am Einband den Jahrzehnten ihrer Entstehung leicht zuzuordnen, stapelt er zwischen den Kaffeetassen. „Wir hatten damals strikte Regeln“, berichtet der rüstige Bewohner. „Einen Mitarbeiter konnte ich überhaupt nicht leiden, der war immer sehr streng.“ Es habe sich um einen ehemaligen Offizier gehandelt, der offenbar

mit soldatischer Strenge das Regiment führte. Aber auch untereinander hatten die Jungs Streitigkeiten, die nicht selten körperlich ausgetragen wurden – ein Foto von Hans-Dieter Thalhäuser zeigt ihn als Teenager mit einer verschorften Wunde quer über dem Gesicht. Einem Mitbewohner Thalhäusers missfielen die Methoden zur „Disziplinierung der Bewohner“ derart, dass er gefährlich protestierte: „Das war der Horst Schoth. Der hat aus Wut mal Wäsche verbrannt“, erinnert sich Thalhäuser.

Fasziniert von Elektronik

Morgens um 7 Uhr war Aufstehen und „Betten bauen“. Gleich nach dem Frühstück ging es an die Arbeit auf dem Feld und im Garten. „Die Jüngeren haben

bis 15 Uhr gearbeitet, die Älteren bis 17 Uhr“, erinnert sich Thalhäuser. „Und nach dem Feierabend draußen gab es dann Heimarbeit drinnen.“ Ein Mitarbeiter besorgte damals erste Aufträge aus der regionalen Wirtschaft. Da wurden Ösen zusammengefügt, Boiler auseinandergenommen und Lampen gebaut. Überhaupt, die Elektronik: „Das hat mich schon immer interessiert. Ich habe auch Radios gelötet“, sagt Hans-Dieter Thalhäuser und zeigt auf ein altes Foto. Dort sitzt ein damaliger Mitbewohner vor einem alten Radio und hört offenbar aufmerksam zu. „Das hab' ich repariert.“ Arbeit habe ihm immer Spaß gemacht, egal welche. Es waren auch schöne Zeiten. Davon zeugen die vielen Fotos, die bei Ausflügen geschossen wurden. ▶

Oder die Aufnahme von der Konfirmation: Geschniegelt und gestriegelt im feinen Sonntagsanzug stehen die Konfirmanden zum Foto bereit. Ein Bild, das Thalhäuser noch heute stolz zeigt.

1993 ins erste eigene Appartement

Als einer der Ersten kam der gebürtige Duisburger 1979 ins neu errichtete Bodelschwingh Zentrum nach Meisenheim. „Wir wohnten damals im Haus an der Hecke.“ Der Schlafsaal mit 40 Betten auf dem Niederreidenbacher Hof und das Bodenschrubben mit Topfkratzern gehörten nun der Vergangenheit an. Somit war Hans-Dieter Thalhäuser einer der „Pioniere“ in Meisenheim und kam gleichzeitig in den Genuss, einer regelmäßigen Arbeit

in den Werkstätten für Menschen mit Behinderung nachzugehen. „Hauptsächlich war ich bei den Gärtnern tätig.“ 1993 dann ein weiterer Schritt: Hans-Dieter Thalhäuser zieht in das damals neu umgebaute Herzog-Wolfgang-Haus im Herzen Meisenheims. Sein erstes eigenes Appartement. In dieser Zeit tritt Jürgen Horbach in die *Heilpädagogischen Einrichtungen kreuznacher diakonie* ein und lernt den damals 44-jährigen Bewohner kennen. „Er ist anfangs recht zurückhaltend gewesen, jetzt ist er offener und zugänglicher.“ Horbach schreibt dies den weiterentwickelten Wohnmöglichkeiten zu: möglichst selbstbestimmt leben, eine eigene Wohnung haben, mitten in einer Gemeinde. „Das sind positive Entwick-

lungen, die ich bei allen Bewohnerinnen und Bewohnern in den vergangenen 20 Jahren beobachtet habe.“ Sie genießen einfach eine höhere Lebensqualität, umso mehr nach der gerade erfolgten Sanierung des historischen Hauses.

Ans Rentnerleben erst gewöhnen

Hans-Dieter Thalhäuser war immer ein sehr aktiver Mann. „Fußballspielen und Radfahren, das hab' ich alles gern gemacht.“ Bis vor wenigen Jahren spielte er in der Mannschaft des Bodelschwingh Zentrums. Die Spiele der Meisenheimer Vereine und im Fernsehen verfolgt er heute noch gerne. „Aber selbst spielen, das geht nicht mehr, schade.“ Thalhäuser ist seit Februar Rentner. Ab und zu ▶



Hans-Dieter Thalhäuser beim Fensterputzen auf dem Niederreidenbacher Hof

Thalhäuser (l.) als Teenager mit einer Gesichtsverletzung, die er sich im Streit mit einem Mitbewohner zugezogen hatte



Ein Bild aus dem Jahr 1995 zeigt Thalhäuser bei Arbeiten mit einer Kreissäge



Hans-Dieter Thalhäuser wohnt im Herzog-Wolfgang-Haus in Meisenheim. Er ist 65 Jahre alt. Seit Februar arbeitet er nicht mehr. Hans-Dieter Thalhäuser kam als Junge auf den Niederreidenbacher Hof. Dort lebten vor vielen Jahren viele Jungen und junge Männer. Er musste dort viel arbeiten. Dann ist er nach Meisenheim gezogen. Dort hat er sein eigenes Zimmer bekommen. Als Rentner ist ihm manchmal langweilig. Aber er vertreibt sich die Zeit mit Fußball schauen. Er freut sich auch sehr über Gespräche mit seinem Bruder. Der hat sich nach vielen Jahren wieder bei ihm gemeldet.

nimmt ihn Jürgen Horbach mit zum Einkaufen in die großen Märkte bei Idar-Oberstein. Den Rückweg erledigt er dann alleine mit Zug und Bus. „Mir ist es schon langweiliger als früher. Ich habe gerne gearbeitet.“ Wenn es ginge, würde er gerne weiter arbeiten. Den Ruhestand genießen? Damit kann der gebürtige Duisburger – noch – wenig anfangen. Spaziergänge in die Stadt, mal schnell einkaufen, sich „Rauchwerk“ besorgen: kein Problem als Stadtbewohner. Aber dennoch fehlen ihm die Kollegen. Wenn er sie mal wieder sieht, ruft er: „Na, du alter Kumpel?!“ Über eine Sache aber hat sich Hans-Dieter Thalhäuser ganz besonders gefreut. Nach über 50 Jahren ohne Kontakt hat sich einer seiner Brüder bei ihm gemeldet. Das war 2007. Seither besteht wieder loser Kontakt zu seiner Familie, für die er sich zeitlebens immer interessierte.

Lernen, die Freiheit zu genießen

Auch künftig will er an den Freizeit-Aktivitäten teilnehmen, auf Reisen gehen, die Kirchentage besuchen. Selbstverständlich hat er auch zu seinen Ausflügen Unmengen Fotos. Sie zeigen Helgoland, wohl in den 1970er-Jahren aufgenommen, einen Bauernhof in den 1980er-Jahren, oder man sieht Hans-Dieter Thalhäuser, mit einem Freund eine Riesenzigarre schmauchend.

„Ich wohne gerne in diesem Haus, mir geht es gut“, sagt der 65-Jährige. Er muss nun lernen, wie man die neue Freiheit als Rentner genießt, wie alle anderen Menschen auch. Aber eines ist für ihn ein „ganz komisches Gefühl“: „Wenn ich auf den Niederreidenbacher Hof komme, da sieht alles anders aus. Wohnen möchte ich da bestimmt nicht mehr.“ ■



Behindertenhilfe hat sich völlig gewandelt

So wenig Unterstützung wie möglich, so viel wie nötig: Bis zu diesem Leitsatz hat es in der Behindertenhilfe lange Jahre gedauert. Die einstigen großen Anstalten mögen baulich noch vorhanden sein, die Arbeit hingegen für Menschen mit Behinderung ist inhaltlich eine völlig andere. Der Mensch steht im Mittelpunkt, und es geht darum, individuellen Bedürfnissen auch mit individuell zugeschnittener Unterstützung zu begegnen. Im Rahmen des Zukunftsprozesses der Behindertenhilfe der *Stiftung kreuznacher diakonie* wurden viele Projekte angestoßen und auch schon umgesetzt, um die gewünschten Ziele zu verwirklichen: Menschen mit Behinderung ist die Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen, ungeachtet der Schwere ihrer Behinderung.



Der Wille der schwachen Kinder muss geweckt werden, dass er nicht sterbe, die schwache Kraft muss geübt werden, dass sie nicht ganz erlahme. [...] Welch eine Quelle der Zufriedenheit, wenn der Krüppel sich sagen darf, dass er doch zu etwas im Leben nütze sei!

Palmbblätter, Mai 1896, S. 6, Hugo Reich

Ein Blick hinter die Kulissen der Stiftung kreuznacher diakonie

Von Herkules und Heinzelmännchen



**Energie im Dreierpack:
Strom, Wärme,
Wasserdampf**

Was machen Sie denn da,
Herr Kasper?

Jörg Kasper ist Heizungs- und Lüftungsmeister und stellvertretender Leiter des Teams Technik Zentralbereich im Technik Zentrum kreuznacher diakonie

von Susanne Hilbertz „Ich überprüfe die Qualität des Wassers, mit dem unser Dampf erzeugt wird. Mit dem Dampf wird beispielsweise die Sterilisation im *Diakonie Krankenhaus* betrieben. Das Wasser muss hohen Anforderungen genügen hinsichtlich pH-Wert, Leitfähigkeit oder Sauerstoffgehalt. Das ist beispielsweise notwendig, um die Leitungen vor Korrosion zu bewahren. Insgesamt betreiben wir hier im *Technik Zentrum* komplexe und moderne Anlagen, um Energie und Wasser zu erzeugen und an die Einrichtungen auf dem Gelände zu verteilen. Die zentrale Einrichtung für die Energieversorgung ist ein Blockheizkraftwerk (BHKW), das mit Gas als Primärenergie versorgt wird. Das BHKW erzeugt drei Arten von Energie: 1. Strom, der ins Netz eingespeist wird. Die Strommengen, die hier auf dem Gelände nicht selbst verbraucht werden, gehen ins Stadtnetz. 2. Motorwärme, die der Heizung zugeführt und 3. Wasserdampf, der im Kesselhaus in Reindampf umgewandelt wird. Für die Wasserversorgung haben wir auf dem Diakonie-Gelände zwei Brunnen, mit denen wir den größten Teil des Wasserverbrauchs selbst abdecken können. Eine Filteranlage bereitet das Wasser auf, anschließend wird es entkeimt und in Vorratsbehälter gefüllt. Eine Druckerhöhung sorgt dafür, dass das Wasser von hier aus über strahlenförmig angelegte Leitungen in die einzelnen Gebäudekomplexe gelangt. So sind wir mit unseren ‚Röhren, Leitungen und Drähten‘, mit denen das Technik Zentrum die Gebäude auf dem Gelände mit Energie und Wasser versorgt, nach wie vor eine zentrale Schaltstelle, wenn auch nicht mehr die geographische Mitte. Das Prinzip hat sich also seit den Gründungsjahren von Pfarrer Hugo Reich nicht geändert.“ ■

Sonja Böhmer und ihre Kolleginnen vom Klinischen Hauspersonal sorgen zuverlässig für saubere Operationsäle im Diakonie Krankenhaus

**Immer am Werk:
Herkules und
Heinzelmännchen**
Was machen Sie denn da,
Frau Böhmer?

von Susanne Hilbertz „Ich mache die Zwischenreinigung im Operationssaal (OP), wo gerade per Kaiserschnitt ein Mädchen geholt wurde. Die nächste Mutter wartet schon. In den OPs gelten sehr strenge Hygienevorschriften, die wir als Fachreinigungskräfte beachten müssen. Neben den regelmäßigen Diensten fallen auch Rufbereitschaften an, da kann es sein, dass man auch mal um zwei Uhr nachts rausgerufen wird, um den OP aufzubereiten. Durch die modernen OP-Techniken sind die Operationen heute nicht mehr so blutig wie früher. Bei uns geht es sehr flexibel und kollegial zu, da kann man mit jeder Situation klar kommen.“
Herkules und Heinzelmännchen sind tagtäglich in den Krankenhäusern aktiv und sind – überwiegend weiblich. Rund 400.000 kg Krankenhauswäsche wäscht beispielsweise die Firma Textilservice Schäfer jedes Jahr und die Mitarbeiter/-innen der Wäschezentrale im Untergeschoss des *Diakonie Krankenhauses* verteilen sie. Damit bewältigt der Wäscheservice rund 1,6 Tonnen ▶



» Jeder Kreis hat einen Mittelpunkt, von dem die Strahlen ausgehen. Auch unser Anstaltskreis hat einen solchen Mittelpunkt, und die Strahlen sind die verschiedenen Röhren, Leitungen und Drähte, welche, von dem im Mittelpunkt und sämtlicher Gebäude sich erhebenden Kessel- und Maschinenhaus ausgehend, den einzelnen [...] Gebäuden Wärme, Licht und Kraft zuführen.

Palmbblätter, Juni-Juli 1898, S. 13, Hugo Reich nach Dr. Ulrike Winkler



Bett- und Frotteewäsche pro Tag, hinzu kommt noch die Dienstkleidung für etwa 450 Mitarbeiter/-innen des Krankenhauses. Eine Herkulesaufgabe sind auch rund 25.000 Betten, die die Bettenzentrale nach vorgegebenen hygienischen Standards – getrennt nach „reiner“ und „unreiner“ Seite pro Jahr aufbereitet. Die Heinzelmännchen von der Hausreinigung stehen in nichts nach: Täglich wischen sie fast 25.000 m² Bodenfläche, hinzukommen Tische, Schränke, Arbeitsflächen, Fliesenwände, Toiletten, Waschbecken usw. Neben einer externen Reinigungsfirma, die für die Grundreinigung zuständig ist, kümmern sich rund 32 Mitarbeiterinnen der Abteilung Hauswirtschaft des *Diakonie Krankenhauses* in einem Dreischicht-Dienst um Operationsräume, Kreissäle, Kinder- und Jugendmedizin, Apotheke, Zentralsterilisation und weitere hochsensible Bereiche des Krankenhauses. Alle absolvieren spezielle Hygiene- und Gefahrstoffschulungen für den professionellen Umgang bei den Reinigungsarbeiten. ■

Wilma Liebfeld ist Verantwortliche für Hauswirtschaft im Caroline Fliedner Haus in Neunkirchen. Sie sorgt dafür, dass es beim Essen „rund läuft“; aber auch die Wäsche, das Putzen und die Bestellabläufe müssen stimmen



Essen hält Leib und Seele zusammen
Was machen Sie denn da, Frau Liebfeld?

von *Susanne Hilbertz* „Ich verteile das Mittagessen, das am Vormittag geliefert wurde, an unsere Bewohner und Bewohnerinnen im ersten Stock. Gerne essen die Seniorinnen hier im Saarland deftige Hausmannskost wie Gelleriwwestambes, also Karottenkartoffeleintopf, oder auch Maultauschen. Die Mahlzeiten sind wesentlich und geben den Tagesrhythmus vor. Man trifft sich mit den Bekannten und tauscht sich aus. Einige der Seniorinnen brauchen Hilfe beim Essen und bekommen passierte Kost. Ich bin gerne mit Menschen zusammen“, sagt Wilma Liebfeld, „das ist wichtig, sonst sollte man diesen Beruf nicht machen.“ Insgesamt versorgen die Verpflegungsbetriebe der *Stiftung kreuznacher diakonie* mit fünf Produktionsküchen und drei Verteilerküchen rund 2.700 Personen täglich mit einem warmen Mittagessen. Mehr als 140 Mitarbeitende in den Küchenbereichen kochen pro Jahr etwa 88 Tonnen Kartoffeln, 23 Tonnen Nudeln, 250.000 Eier und benötigen circa 21 Tonnen Butter und 8 Tonnen Margarine. Zum großen Teil sind es private Taxiunternehmen, die die Mahlzeiten in großen Thermobehältern von den Produktionsküchen zu den teils entfernt liegenden Einrichtungen bringen. Lieblingsmahlzeit in den Krankenhäusern zwischen Saarland und Bad Kreuznach ist ein Klassiker: Die Patientinnen und Patienten essen am liebsten paniertes Schweineschnitzel mit Rahmsauce. Die Menüpläne sind in allen Einrichtungen stiftungswest identisch, sie rollieren in einem vierwöchigen Rhythmus, sodass man sich als Mitarbeiter/-in alle vier Wochen auf sein Lieblingsmenü freuen darf. ■



Thomas Thelen ist Teamleiter des Anwender-Services beim Zentrum für Informationstechnologie (ZIT) kreuznacher diakonie

ten neuer PCs, Drucker, Handys usw. und führt EDV-Schulungen durch. Dass es bei ihnen höchst selten ruhige Zeiten gibt, zeigt bereits die Statistik: Die Zahl der beantragten EDV-Zugänge hat sich seit 2007 mehr als verdoppelt. Ende 2013 konnten annähernd 3.000 Mitarbeitende auf einen Rechner zugreifen. Mehr Mitarbeitende mit EDV-Arbeitsplatz bedeuten auch mehr Daten und mehr Speicherkapazität. Rund 120 Terabyte sind es mittlerweile, verteilt auf zwei Rechenzentren plus 40 Terabyte für das Archiv-System, in dem digitalisierte Patientenakten, Röntgen-, CT-, MRT-Bilder usw. aus

allen Krankenhausstandorten abgelegt sind. Auf neue Herausforderungen für die Zukunft muss sich das ZIT ständig einstellen. In den kommenden Jahren gilt es, die zunehmende Komplexität zu meistern, die sich aus unterschiedlichsten Systemen und Benutzeranforderungen ergibt. In den Kliniken wird sich beispielsweise die EDV-Nutzung vom Bürostuhl weg direkt an das Patientenbett verlegen. „Zudem dürfen wir nicht vergessen, bei allen Entwicklungen die Belange des Datenschutzes zu berücksichtigen“, ergänzt Klaus Kruse, Leiter der IT-Basis-Dienste im ZIT. ■

von Susanne Hilbertz „Mit meinen vier Kollegen und Kolleginnen unterstütze ich an der Hotline die Mitarbeitenden bei Software- und Anwendungsfragen.“ Die 3911 des Anwenderservices des Zentrums für Informationstechnologie (ZIT) ist vermutlich die am häufigsten gewählte Nummer in der Stiftung kreuznacher diakonie und die erste, die man sich als neue/-r Mitarbeiter/-in merken sollte. Spitzenreiter unter den Anrufen ist die Frage nach dem Passwort. Probleme bei der Anwendung der Office-Programme stehen auch ganz vorne. Neben der Hotline arbeitet der Anwender-Service auch die Anträge für EDV-Anwendungen ab, kümmert sich um das Aufstellen und Einrich-



Digitalisierung

Digitalisierung ist die Umwandlung von Schrift, Bild, Ton oder anderer Information von analogen, stufenlosen Signalen in digitale, schrittweise Werte, um sie elektronisch zu bearbeiten oder zu speichern. Wie keine andere Entwicklung hat die Digitalisierung unsere Gesellschaft tiefgreifend verändert. Ein Prozess, der längst nicht beendet ist. In der Stiftung kreuznacher diakonie begann die Digitalisierung oder „Automatisierung“, wie man sagte, in den 1960er-Jahren, als die ersten elektro-mechanischen Rechenmaschinen in der Buchhaltung eingeführt wurden. Mit einem Nixdorf-Magnetkonten-Computer im Herbst 1970 und Lochkarten als Datenträger erfolgte der Einstieg in die elektronische Datenverarbeitung. Heute kümmert sich ein eigenes Dienstleistungszentrum stiftungsweit kompetent um alles, was sich durch 0 und 1 definieren lässt. Welchen interessanten Nebenaspekt die Digitalisierung beispielsweise bei den bildgebenden Verfahren in den Krankenhäusern mit sich bringt, zeigen Zahlen des Technik Zentrums (TZ). Fielen 1990 noch 6.800 Liter Entwickler- und Fixierflüssigkeit für Röntgenaufnahmen an, muss sich heute keiner mehr Gedanken über die Entsorgung solcher Abfälle machen.

Leichte Sprache

„Denn die im Dunkeln sieht man nicht.“

Das hat der berühmte deutsche Dichter Bertolt Brecht gesagt.

Es gibt viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

die jeden Tag kochen, putzen, Abfall entsorgen oder Computer aufbauen.

Die sieht man auch nicht so oft.

Aber sie sind genauso wichtig wie Ärzte und Ärztinnen,

Erzieher und Erzieherinnen oder Krankenschwestern und Krankenpfleger.

Diese Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zeigen, was sie bei ihrer Arbeit machen.

Ein großer kleiner Kämpfer:
Tills Hand kurz nach seiner
Geburt am 20. Februar 2012

Diakonie Krankenhaus kreuznacher diakonie

Eine Handvoll Mensch

von Nadja Winter 310 Gramm – so viel wie drei Tafeln Schokolade. Wer Till Schömehl heute sieht, kann nicht glauben, dass der Junge am 20. Februar 2012 mit 310 Gramm Geburtsgewicht auf die Welt kam. Er düst mit dem Bobbycar durch den Hof und stapelt Bauklötze aufeinander. Mama und Papa sind nur zwei von vielen Wörtern, die der Kleine sagt. Er ist und bleibt unser kleines großes Wunder“, sagt Mama Miriam Schömehl voller Stolz.

Zum Interview ist sie zusammen mit Till zurück ins *Diakonie Krankenhaus* gekommen. Anton Mitschke und seine Mama Nadine sind ebenfalls da. Auch Anton kam hier als Frühchen zur Welt. Am 21. März 2007 mit 1.150 Gramm. „Es ist immer wieder ein komisches Gefühl hierher zu kommen. Aber es ist schön, die Menschen wiederzusehen, die damals für uns da waren“, sagt Nadine Mitschke.

Einer, der sich noch gut an Anton und Till erinnert, ist Dr. Christoph von Buch, seit 2006 Chefarzt der Abteilung Kinder- und Jugendmedizin. Wer ihn im Umgang mit den Kids sieht, weiß sofort: Er ist ein Kinderarzt mit Leib und Seele. „Die Frühchenabteilung ist ja nur ein Bereich unserer Kinderstation. Aber hierauf wird immer ein besonderes Augenmerk gelegt“, sagt von Buch. Als Frühgeburten gelten Kinder, die vor der 36. Schwangerschaftswoche zur Welt kom-

men, das sind in Deutschland rund neun Prozent oder 60.000 Babys im Jahr. Etwa 9.000 sind Extrem-Frühchen. Sie haben ein Geburtsgewicht von unter 1.500 Gramm. „Im letzten Jahr wurden bei uns 42 Kinder unter 1.500 Gramm geboren“, informiert der Pädiater.

„Alles war so riesig“

Auch Till und Anton gehörten in den vergangenen Jahren dazu. Wobei Till ein ganz besonderer Fall war. Rund vier Monate vor dem errechneten Geburtstermin wird er in einer Not-OP geholt. Eine schwere Zeit beginnt. Allein sechs OPs muss das Baby überstehen. „Wir waren so hilflos“, erinnert sich Miriam Schömehl. „Und alles wirkte so groß. Das Fieberthermometer, die kleinste Windelgröße – riesig.“ Aber Till kämpft sich ins Leben. Als er im August 2012 aus dem *Diakonie Krankenhaus* entlassen wird, ist er das kleinste überlebende Baby in

Rheinland-Pfalz und das größte Wunder für seine Eltern.

Für Nadine Mitschke kam Antons Geburt auch recht überraschend. „Ich hatte in der 27. Schwangerschaftswoche einen Blasensprung. Montags kam ich ins Krankenhaus und mittwochs war Anton da“, erzählt sie. „Das war seltsam. Denn ich war noch gar nicht auf das Kind eingestellt.“ Zweieinhalb Jahre zuvor hatte Nadine Mitschke bereits die Zwillinge Paul und Sophie bekommen – keine Frühchen. „Das war dann eine völlig neue Erfahrung.“

Zielsetzungen grundlegend verändert

Umso wichtiger ist es, dass die Eltern vom Pflegepersonal und den Ärzt/-innen einbezogen werden. „Die Eltern sind sehr wichtig für das Kind und dessen Entwicklung. Wir dürfen das Baby nicht isoliert betrachten“, sagt von Buch. Diese Betrachtungsweise hat sich erst ▶

Heute sind Anton und Till ▶
schon große Jungs

entwickelt. Genauso haben sich die Zielsetzungen im Laufe der Jahre grundlegend verändert. „In den 1970er-/80er-Jahren hat man geschaut, dass ein Kind überlebt. In den 90ern ging es darum, wie ein Kind überlebt“, so der Chefarzt. Heute sei die Nachsorge ein wesentliches Thema.

Schon seit die *Stiftung kreuznacher diakonie* im Krankenhausbereich tätig ist, spielt die Kinder- und Jugendmedizin eine Rolle. Sie entwickelte sich aus der Inneren Medizin heraus und befasste sich zunächst nur mit Infektionskrankheiten und Ernährung der Kinder. Auch die Geburtshilfe war schon früh ein Bereich der *kreuznacher diakonie*. Die Zahl der Geburten lag von 1920 bis 1949 bei insgesamt 2.542, wovon 216 als Frühgeburten zur Welt kamen. 1967 gründete Dr. Heinz Wilutzky eine neue Kinderabteilung. In der „offenen tür“ aus jenem Jahr schreibt er: „Das Kernstück ist eine Frühgeborenen-Station, mit der vor allem einem dringenden Bedürfnis zur Frühgeborenen-Versorgung zwischen Idar-Oberstein und Mainz Rechnung getragen werden soll.“ Stolz präsentierte er seine nach „modernen Gesichtspunkten“ eingerichtete Abteilung.

Team gehört zur Familie

Damals gab es schon Inkubatoren, eine Herz-Kreislaufüberwachung jedoch noch nicht. „Die Medizintechnik hat sich enorm weiterentwickelt. So wissen Beatmungsgeräte heute etwa, wie viel Luft ein Kind braucht, in welchen Zeitintervallen und mit wieviel Druck es sie benötigt. „Die Geräte passen sich den ▶

Dr. Christoph von Buch freut sich ▶
mit den Mamas Nadine Mitschke und
Miriam Schömehl (r.),
dass es Anton und Till gut geht



Eine christliche Anstalt gleicht einem Kinde in seinem Wachstum. Wächst sie nicht, so geht sie zurück; ist sie aber gesund, so muß sie wachsen und niemand darf ihr Wachstum aufhalten.

Palmbblätter, August 1904, S. 118f, Hugo Reich





◀ Früher kümmerten sich Schwestern aus dem Mutterhaus um die Babys

Kindern an", erklärt von Buch. Auch die Ausbildung der Ärztinnen und Ärzte werden spezifischer. Es kamen Gebiete wie Neonatologie und Kardiologie hinzu. Zudem haben sich das Bild und die Aufgabe des Arztes gewandelt. „Früher war der Arzt der Patriarch. Er wusste, was gut für den Patienten ist“, sagt Dr. Christoph von Buch. „Heute sind wir zu einem Miteinander gekommen. Wir schauen, was Kind und Familie wollen und brauchen. Till hat uns gezeigt, dass er leben möchte. Deshalb haben wir alles für ihn getan, was wir konnten.“

Dieses Miteinander können sowohl die Schömeihls als auch die Mitschkes bestärken. „Wir konnten hier Tag und Nacht anrufen. Es war immer jemand für uns da“, sagt Miriam Schömeihl. „Das ganze Team gehörte zu unserer Familie.“ Und als Nadine Mitschke mit ihren Zwillingen einmal von der Eisdielen zurück zu Anton ins *Diakonie Krankenhaus* kam, sagte sie zu einer Krankenschwester: „Es war so schön, wir wollten gar nicht mehr heimkommen.“ Sie betrachtete das Krankenhaus damals als Zuhause. „Wir waren hier so gut aufgehoben und alle haben sich so liebevoll und kompetent um uns gekümmert.“

Anton bald ein Schulkind

Eine Weiterentwicklung auf diesem Gebiet hält Chefarzt von Buch für die Zukunft nötig. „Wir müssen die Eltern-Kind-Bindung von Beginn an noch mehr stärken“, betont er. Außerdem gehe es in den nächsten Jahren darum, die Intensivmedizin „so wenig wie möglich, aber genau zum richtigen Zeitpunkt“ einzusetzen. Damit befasst sich die Forschung bereits. „Ich bin mit dem Ziel hier angetreten, ein zuverlässiger Ansprechpartner in der Region zu sein. Wir müssen nicht alles auf Biegen und Brechen hier im Haus können. Aber wir möchten die Kinder in der Region gut versorgen.“

Für Anton steht in naher Zukunft ein großer Schritt an: Er kommt in die Schule. „Da freu ich mich schon drauf“, sagt er und strahlt. Till freut sich jeden Morgen auf seine „Kindergarten-Kumpels“ und bringt jeden Tag ein neues Wort mit nach Hause. Die ersten Schritte ins Leben waren für die beiden nicht leicht. Zusammen mit ihren Eltern und dem Team aus dem *Diakonie Krankenhaus* haben sie sich auf den Weg gemacht. Es war ein anstrengender Weg. Aber er hat sich gelohnt. ■

Leichte Sprache

Im Diakonie Krankenhaus in Bad Kreuznach werden viele Babys geboren. Manche kommen zu früh auf die Welt. Sie brauchen eine besondere Betreuung. Die Ärzte und Pfleger sind dafür speziell ausgebildet. Außerdem sind die medizinischen Geräte heute besser als früher. Auch Till und Anton waren Frühchen. Heute geht es ihnen gut. Sie gehen in den Kindergarten. Anton kommt im Sommer in die Schule.



Die Forderung nach Mindestmengen

Seit 2006 darf die Kinder- und Jugendabteilung im *Diakonie Krankenhaus* den Titel „Perinatalzentrum Level 1“ tragen. Ein Perinatalzentrum Level 1 bietet die beste Versorgung für extrem früh geborene Babys. So verfügt das Bad Kreuznacher Krankenhaus über eine Neugeborenen-Intensivpflege-Station mit mindestens sechs Bettchen und eine Entbindungsstation. Es bietet ständige ärztliche Bereitschaft, einen Neugeborenen-Notarzt und einen direkt angeschlossenen Operationssaal. Ein Zentrum Level 1 ist auf die Versorgung von Frühchen, die vor der 30. Schwangerschaftswoche geboren werden oder leichter als 1.500 Gramm sind, vorbereitet. Es muss eine gewisse Anzahl an „Extrem-Frühgeburten“ pro Jahr aufweisen, damit es sich Level 1 nennen darf. Diese Anzahl ist seit Jahren in der Diskussion. Der „Gemeinsame Bundesausschuss“, ein Gremium bestehend aus dem Spitzenverband Gesetzliche Krankenversicherung, der Deutschen Krankenhausgesellschaft, der Kassenärztlichen Bundesvereinigung sowie der Kassenzahnärztlichen Bundesvereinigung, legte 2010 fest, dass nur Krankenhäuser, in denen jährlich mindestens 30 Babys unter 1.250 Gramm geboren werden, diese auch versorgen dürfen. Begründet wurde dies mit der Routine, die eine höhere Fallzahl mit sich bringe. Dies würde bedeuten, dass kleinere Stationen, wie die des *Diakonie Krankenhauses*, geschlossen werden müssten. Eine wohnortnahe Versorgung wäre nicht mehr gegeben. Nach einem Urteil des Bundessozialgerichtes im Dezember 2012 ist diese Erhöhung der Fallzahl jedoch zunächst ausgesetzt. Die aktuelle Mindestmenge liegt bei 14 Babys unter 1.250 Gramm pro Jahr.



Hunsrück Klinik kreuznacher diakonie

Mit neuer Hüfte wieder ganz die Alte

von Nadja Winter Wandern, Reisen, Tanzen, Radfahren – Friedlinde Strauss steht mit beiden Beinen im Leben. So lange, bis ihr die rechte Hüfte das Gehen und Stehen schwer macht. 2011 treten die ersten Schmerzen auf, erst selten, dann immer häufiger. „Bald konnte ich kein Auto mehr fahren. Ich saß auf dem Balkon und schaute den anderen zu, wie sie spazieren gingen oder joggtten. Und bei mir ging das alles nicht mehr, trotz Schmerzmittel.“

Sie habe oft geweint, gibt Friedlinde Strauss zu. „Aber nur für mich allein.“ Nach außen hin wollte sie stark sein. Doch irgendwann funktioniert das nicht mehr. Die Schmerzen nehmen ihr die Lebensfreude einfach weg. Ihre Tochter Catrin bringt sie darauf, sich die Hüfte untersuchen zu lassen. Das tut Friedlinde Strauss. In der *Hunsrück Klinik* in Simmern lernt sie im Juni 2012 den Chefarzt der Chirurgie, Dr. Hans-Peter Mayer, kennen und schätzen. „Er hat eine super Arbeit geleistet“, sagt sie heute und strahlt. Aber der Reihe nach.

„Nachdem ich lange mit Frau Strauss gesprochen und sie untersucht hatte und das Röntgenbild eine Arthrose zeigte, stand fest: Wenn sie wieder ein Leben ohne Schmerzen führen möchte, braucht sie eine neue Hüfte“, informiert Mayer.

„Wieso bewährte Dinge ändern?“

Bei Arthrose ist der Knorpel, der normalerweise dafür sorgt, dass keine direkte

Reibung zwischen dem Knochen des Hüftkopfes des Oberschenkels und der Hüftpfanne des Beckens entsteht, abgenutzt. Das kann so weit gehen, dass Knochen auf Knochen reibt. So entstehen Schmerzen wie bei Friedlinde Strauss. Die Entscheidung für oder gegen die OP muss sie selbst treffen. „Ich kann eine Empfehlung geben. Aber das letzte Wort hat der Patient“, sagt der Chefarzt.

So handhabt es der erfahrene Unfallchirurg schon immer. Seit 22 Jahren arbeitet er an der *Hunsrück Klinik*. Im Durchschnitt bekommen hier jährlich 120 Patientinnen und Patienten eine neue künstliche Hüfte und 70 ein neues Knie. Er hat den Bereich Endoprothetik in Simmern auf- und ausgebaut. Mit rund 240.000 Primäreingriffen, also dem ersten Einsetzen eines künstlichen Gelenks, pro Jahr gehört die Hüftendoprothetik zu den 20 häufigsten Operationen in Deutschland. Neue Knie sind es 170.000. Die Endoprothetik hat sich seit ihren Anfängen enorm

weiterentwickelt. Immer wieder gibt es Prothesen in neuen Formen, verbesserte Materialien und andere OP-Methoden. „Klar gehen wir mit der Zeit“, bekräftigt Hans-Peter Mayer. „Aber jede Neuerung machen wir nicht mit. Wir haben unsere Erfahrungswerte. Wieso sollten wir Materialien oder Methoden austauschen, die sich bewährt haben?“

Nägel mit Köpfen

Friedlinde Strauss sieht sich in guten Händen. „Wenn du vorher so quirlig warst wie ich, willst du das auch wieder werden. Also haben wir direkt Nägel mit Köpfen gemacht“, erinnert sie sich. Und so liegt sie nur wenige Wochen nach ihrem ersten Besuch bei Dr. Mayer auf dem OP-Tisch. Sie erhält eine Hüfttotalprothese. Dabei passt Dr. Mayer ihr einen Schaft aus Titan in den Oberschenkelknochen ein und ersetzt die Gelenkpfanne und den Oberschenkelkopf mit entsprechenden Implantaten aus Stahl und Kunststoff. ▶



Denn die Entwicklung des Werkes bleibt nicht stehen, sie schreitet wachstümlich vorwärts; bedeutende Erweiterungen und Pläne sind in Aussicht genommen, damit ist uns aber auch eine schwere Sorgenlast auferlegt worden.

Palmbblätter, November 1896, S. 15f, Hugo Reich



Das Zeitalter der Fallpauschalen

Seit 2004 wird in Krankenhäusern nach dem DRG-System (Diagnosis Related Groups, dt. Diagnosebezogene Fallgruppen) abgerechnet. Das bedeutet, dass das Krankenhaus für jeden stationären Aufenthalt einen bestimmten Betrag von den Krankenkassen erhält. So wird beispielsweise der Wechsel eines Herzschrittmachers anders vergütet als ein Eingriff am Kniegelenk. Für jede genau definierte Erkrankung und ihre Behandlung sind bestimmte pauschale Beträge festgelegt, die die Klinik erstattet bekommt: die Fallpauschalen. Sie werden unabhängig davon, wie lange der Patient in der Klinik bleibt, gezahlt. Insgesamt gibt es rund 1.200 verschiedene Pauschalen. Das Ziel der Umstellung ist es, den Kostenanstieg im Gesundheitswesen zu bremsen und die Vergütung leistungsgerechter sowie durchschaubarer zu machen. Mit dem DRG-System ist das seit 1972 geltende „Selbstkostendeckungsprinzip“ endgültig abgelöst worden. Diese Umstellung gilt als die folgenreichste einzelne Reform des deutschen Gesundheitswesens der letzten Jahrzehnte.

Bei Dr. Hans-Peter Mayer fühlte sich Friedlinde Strauss von Anfang an in guten Händen

Nach rund einer Stunde ist die Operation beendet. Bereits am nächsten Tag steht Friedlinde Strauss mit Krücken und in Begleitung eines Physiotherapeuten wieder auf den Beinen. Nach zwölf Tagen verlässt sie das Krankenhaus – schmerzfrei.

Vom Glas zum Titan

Mit Schmerzen mussten die Menschen früher oft leben, da es Endoprothesen noch nicht gab. Erst 1938 entwickelte der Engländer Philip Wiles die erste brauchbare Totalprothese der Hüfte. Die wichtigsten Fortschritte machten ab 1962 der Engländer Sir John Charnley und in den 1970er-Jahren der Schweizer Chirurg Maurice Müller. „Ihre Arbeit führte zum Vorbild für unsere heutigen Prothesen“, informiert Mayer. Auch die Materialien ▶





änderten sich. Von Glas und Plexiglas zu Anfang ist man heute bei Stahl, Titan, Kunststoff und Keramik für die jeweiligen Einzelteile gelandet. Früher gab es außerdem keine richtigen Verankerungsmöglichkeiten. Das hatte zur Folge, dass das Implantat nicht dauerhaft im Knochen fest wurde.

Ursprünglich kommt die Endoprothetik aus der Orthopädie. Seit den 1970er-Jahren beschäftigt sich auch die Unfallchirurgie mit diesem Gebiet. Sowohl die Orthopädie als auch die Chirurgie sind Gebiete, mit denen sich die *Stiftung kreuznacher diakonie* von Beginn an beschäftigte. Gerade durch den Bereich der Menschen mit Körperbehinderungen kam diesen Bereichen bereits seit der Gründung eine wesentliche Rolle zu. Bis 1912 ist die Orthopädie in Bad Kreuznach der Allgemeinchirurgie zugeordnet. 1913 wird sie mit dem „medico-mechanischen Institut“ selbstständig. Der Teilbereich Endoprothetik wurde sowohl in der *Hunsrück Klinik* in Simmern als auch im *Diakonie Krankenhaus* in Bad Kreuznach und Kirn etabliert.

Und wie lange hält sie jetzt?

Für die Zukunft sieht sich Mayer mit seinem Team gut gerüstet. Noch in diesem Jahr soll es nach erfolgreicher Zertifizierung ein „Endoprothesenzentrum Simmern/Hunsrück“ geben. Davon verspricht er sich, den Bekanntheitsgrad in der Region zu steigern. Was Material und OP-Formen angeht, ist Mayer mit der Qualität auf dem Markt zufrieden – zumindest, was die Primäreingriffe angeht. „Für das Wechseln von Prothesen erhoffe ich mir schon in den nächsten Jahren noch einige Verbesserungen.“ Hier müsse sich auf jeden Fall etwas tun. „Schließlich werden die Menschen immer älter. Und so wird das Wechseln von Prothesen immer häufiger auf uns zukommen.“ Wie lange die Prothese von Friedlinde Strauss hält, ist schwer zu sa-

gen. „Bei 95 Prozent der Patienten sind sie nach zehn Jahren noch drin. Normalerweise hat man mindestens 15 Jahre Ruhe“, informiert Mayer. Doch daran denkt die 70-Jährige nicht. Sie ist glücklich. Nach der erfolgreichen Reha im Juli 2012, fährt sie sechs Wochen nach dem Krankenhausaufenthalt mit ihrem Mann zum Wandern nach Serfaus in Österreich. „In den zwei Wochen bin ich rund 135 Kilometer gewandert“, sagt sie stolz. „Heute laufen wir jeden Tag sechs Kilometer.“ Endlich kann sie das Leben wieder genießen. „Mein Mann hat nach der Operation wieder die Frau bekommen, die er vor 2011 kannte.“ Friedlinde Strauss ist wieder die Alte. Ok, wenn sie jetzt am Flughafen durch die Sicherheitskontrolle geht, piepst es. Aber damit kann sie gut leben. ■



Auf dem Weg nach oben: Friedlinde Strauss sechs Wochen nach der OP beim Wandern in Österreich

Leichte Sprache

Vor drei Jahren bekam Friedlinde Strauss große Schmerzen in der Hüfte.

Sie konnte nicht mehr Auto fahren und keinen Sport mehr machen.

In der Hunsrück Klinik in Simmern bekam sie ein neues Hüftgelenk eingesetzt.

Die Ärzte, die künstliche Hüftgelenke und Kniegelenke einsetzen, arbeiten im Bereich der Endoprothetik.

Der Chef der Endoprothetik in Simmern ist Dr. Mayer.

In der Endoprothetik hat sich im Laufe der Jahre vieles verändert.

Die künstlichen Gelenke sind besser geworden. Die Operations-Methoden sind besser geworden.

Frau Strauss geht es heute wieder gut.

Sie geht mit ihrem Mann wandern und kann das Leben wieder genießen.



Saarland Kliniken kreuznacher diakonie

Langer Lauf zurück ins Leben

von Susanne Hilbertz Gut drauf – und dann steil abwärts. So lassen sich die ersten Jahre im Leben von Michael Augustin zusammenfassen. Ein langwieriger Entwicklungs- und Begleitprozess war notwendig, um die Spur in ein normales Leben zu finden.

Michael Augustin ist 54 Jahre alt und blickt auf eine lange Drogenkarriere zurück, die bereits mit 13 Jahren begann. In seiner Schulzeit – „eine hippiemäßige Zeit“, wie er sich erinnert – war an Drogen wie Haschisch leicht zu kommen. Ältere Geschwister von Freunden besorgten den Stoff, geraucht wurde im Keller – das war so üblich damals. Dann ging es weiter mit LSD, später mit Heroin, schließlich ist der ganze Lebensweg geprägt durch Drogenkonsum. Kein Schulabschluss, immer in Geldnot. Seine Mutter verschuldet sich, um ihm das Heroin zu finanzieren, am Ende ist die ganze Familie in den Ruin getrieben.



Wir gedenken der treuen Hilfe [...] unsres Gottes [...] Wie könnte es auch anders sein, wenn wir uns vor Augen stellen, was [...] im Laufe der Jahre unter Sonnenschein und mancherlei Stürmen geworden ist?

Palmblätter, Herbst 1929, S. 1f, Hugo Reich

Wendepunkt kurz vorm Ende

Einen Entzug hat er immer wieder begonnen, auch hier der typische Ablauf: „Wenn ich in Entgiftung war, war der Wunsch aufzuhören, schnell wieder vorbei.“ Natürlich gab es immer wieder den Traum, ein normales Leben zu führen, mit einem Job und Familie. „Geringste Schwierigkeiten haben mich immer wieder zurück geschmissen“, sagt er. „Der Wendepunkt kam erst, als ich gemerkt habe, dass ich sterben muss.“ Körperlich und psychisch extrem geschwächt, lernte er das damals neue Angebot des Fliedner Krankenhauses in Neunkirchen kennen.

Aufwind mit Laufen und Malen

Beim ersten Mal blieb Michael Augustin vier Tage, dann ist er wieder abgehauen. Das hat sich einige Male wiederholt. Seine Rettung war, dass er immer wieder kommen durfte: „Man konnte auch nachts kommen und wurde nie weggeschickt.“ Mit diesem Konzept unterscheidet sich das Fliedner Krankenhaus von vielen anderen Einrichtungen. ▶



Gartenarbeiten, Platten legen, verputzen – Michael Augustin arbeitet gerne im Außenbereich des Krankenhauses. In der Freizeit ist die Malerei sein liebstes Hobby (oben)

Es war mitverantwortlich, dass ihm der Entzug schließlich gelungen ist. Seit 1994 nimmt Augustin an einem Substitutionsprogramm mit Methadon teil. Eng betreute, langjährige Therapien mit Sport, Tanz, Autogenem Training und Malen haben ihm körperliche Gesundheit, Selbstvertrauen und Disziplin verliehen. „Wir haben im Substitutionsprogramm mit drei Leuten begonnen. Die anderen sind rückfällig geworden“, berichtet er nicht ohne Stolz. Für ihn war das Laufen ganz wichtig: „Die Sporttherapeutin hat uns durch den Wald gehetzt. Das war anfangs eine harte Sache.“ Schon bald lief er locker 20 km und ging zu Lauftreffs und Volksläufen. Das war der Beginn seines neuen Lebens. Nach dem sechsmonatigen stationären Aufenthalt, den er am liebsten gar nicht beendet hätte, ging es schrittweise raus. Zuerst wohnte er ganz in der Nähe der Klinik, das Abnabeln war ein schwieriger Prozess. „Anfangs bin ich oft an den Abenden ins Fliedner Krankenhaus gekommen und hab' gemalt. Die Staffelei stand auf dem Flur und die Tür war immer offen.“

Integrationsangebote unverzichtbar

Weiter geholfen haben ihm auch die Angebote des Café Theodor und der Verein Porta e.V., mit denen das Fliedner Krankenhaus kooperiert. Augustin arbeitete im Cafébetrieb und bekam Jobs wie Gartenarbeiten vermittelt. Auch einen Urlaub auf Mallorca organisierte Porta e.V. und damit ein Stück Normalität. Neben der festen Tagesstruktur stärken die sozialen Kontakte im Job das Selbstwertgefühl. Der kontinuierliche Übergang mit konstanten Ansprechpartner/-innen und einem Team, das eng verzahnt arbeitet, unterstützt die Klient/-innen, wieder Fuß zu fassen. „Was nutzt es, wenn ich entgiftet bin und anschließend in dasselbe Milieu entlassen werde“, bringt es Michael Augustin auf den Punkt. Ihn hat der langwierige, geduldige Prozess mittlerweile in ein neues, ganz normales Leben geführt. Augustin arbeitet seit einigen Jahren in der Abteilung für Handwerk und Technik im Evangelischen Stadtkrankenhaus in Saarbrücken, lebt in einer festen Beziehung, hat eine eigene Wohnung und geht neben dem Laufen seinem liebsten Hobby, dem Malen, nach. „Mehr Zeit für die Kunst und eines Tages eine Ausstellung nur mit eigenen Bildern“, sind seine Wünsche für die Zukunft. Viel Glück dabei! ■



Psychiatrie-Reform

Die Geschichte der Psychiatrie im Saarland ist eng verknüpft mit der Geschichte des ehemaligen Landeskrankenhauses Merzig. Lange Zeit war das Landeskrankenhaus Merzig eine psychiatrische Großklinik mit mehr als 1.000 Betten und in der saarländischen Bevölkerung als Inbegriff der „Irrenanstalt“ bekannt. Die in den 90er-Jahren begonnene saarländische Psychiatrie-Reform hat die Situation der Anstaltspsychiatrie systematisch verändert. Die psychiatrische Klinik in Merzig

wurde als erstes Landeskrankenhaus in Deutschland aufgelöst. Parallel entstanden in jedem Landkreis psychiatrische Fachabteilungen, vorrangig an einem Allgemein-krankenhaus. Drei Ziele standen im Mittelpunkt der Psychiatrie-Reform im Saarland: 1. Die Gleichstellung von psychisch und körperlich Kranken, 2. eine wohnortnahe Versorgung und 3. ein umfassendes, bedarfsgerechtes Netz von Hilfen außerhalb des Krankenhauses.

(Quelle: <http://www.saarland.de/16023.htm>)



Die Patient/-innen sind auf den Stationen nach den geographischen Regionen, aus denen sie kommen, untergebracht.



Leichte
Sprache

Fliedner Krankenhaus: Zwanzig Jahre Abteilung Psychiatrie

Im Zuge der Psychiatriereform im Saarland und der Schließung des Landeskrankenhauses in Merzig erhielt das Fliedner Krankenhaus die Aufgabe der dezentralen psychiatrischen Versorgung für den Kreis Neunkirchen. Zum 1. Januar 1994 nahm die psychiatrische Abteilung unter Leitung von Chefarzt Dr. Hans-Georg Gerber den Betrieb auf. Heute ist sie auf fünf Stationen mit 85 Betten, Tagesklinik mit 20 Plätzen und eine Institutsambulanz angewachsen. Oberärztin Dr. Adelinde Schulz-Kabelitz hat die Zeiten in Merzig noch erlebt und erklärt die Vorzüge einer „Psychiatrie vor Ort“ für die Patient/-innen.

Frau Dr. Schulz-Kabelitz, was ist der Vorteil einer in das Allgemein-Krankenhaus integrierten psychiatrischen Abteilung?

► Zum einen bedeutet es eine bessere Integration und Vernetzung in die sozialen Zusammenhänge vor Ort. Die Arbeit mit Psychiatrie-Patienten ist häufig ein Begleitprozess, der ein halbes Leben dauern kann. Am Anfang findet die Hauptarbeit im Krankenhaus statt. Dann geht es um die großen Themen Beziehung, Arbeit und Freizeit, aus denen das Leben besteht. Diesen Begleitprozess kann das Krankenhaus nicht allein übernehmen. Wir brauchen die flankierenden Maßnahmen, wie sie hier in Neunkirchen Porta e.V., Caritas, Diakonisches Werk und andere Träger anbieten. Hinzu kommen die enge Vernetzung mit niedergelassenen Ärzten, die ihre Patienten beispielsweise in die Ambulanz schicken, und die internistische Versorgung der Patienten, die hier direkt im Fliedner Krankenhaus durch die Innere oder Intensiv-Abteilung gewährleistet ist.

Was ist das Besondere Ihrer Abteilung?

► Bei uns sind die Menschen auf den Stationen nach den geographischen Re-

gionen, aus denen sie kommen, untergebracht, nicht nach ihrem Krankheitsbild. Ein wichtiges Prinzip ist außerdem die offene Station. Bei uns stehen die Türen immer offen. Natürlich kommen auch Patienten unfreiwillig und auf richterlichen Beschluss, zum Beispiel Menschen mit Selbsttötungsabsichten oder Wahnvorstellungen. Wenn nötig, kümmern wir uns in einer 1:1-Betreuung um sie. Zudem ist uns die Kontinuität im Behandlungsteam wichtig. Wir begleiten den Menschen von A bis Z. Egal, ob sich ein Patient stationär, teilstationär oder ambulant bei uns befindet – die zuständige Kontaktperson bleibt gleich. Das vernetzte Arbeiten sorgt dafür, dass kein Patient durch die Maschen fällt.

Zwanzig Jahre Psychiatrie am Fliedner Krankenhaus – was ist Ihre wichtigste Erfahrung?

► Den Menschen als Menschen annehmen, bleibt für mich das oberste Ziel. Jeder Mensch ist es wert, ihn zu beachten und ihm zu helfen. ■

Das Gespräch führte Susanne Hilbertz

Haschisch, Heroin und LSD sind Drogen.

Sie machen süchtig und krank.

Michael Augustin war süchtig, sehr krank und konnte nicht arbeiten.

Vor 20 Jahren begann er mit einer Therapie im Fliedner Krankenhaus.

Laufen und Malen halfen ihm, von den Drogen weg zu kommen.

Heute kann er wieder arbeiten und er läuft und malt sehr gerne.

Subjektwerdung
des Kindes



Bildungszentrum kreuznacher diakonie

Vollzeiterzieher in Teilzeit

von Nina Kistner-Ngo „In zehn Jahren bin ich der Leiter des Kindergartens Oberhausen“, sagt Marcel Horlebein mit einem Schmunzeln. Er ist 30 Jahre alt, lebt mit seiner Familie in der Nähe von Oberhausen bei Kirn und kam als Quereinsteiger in die Erzieherausbildung nach Bad Kreuznach.

Nach dem Abitur und einem abgeschlossenen BWL-Studium beschloss der zweifache Vater, einen ganz anderen Beruf zu erlernen. „Nach einem halben Jahr Büroarbeit habe ich gemerkt, dass mir das keinen Spaß macht. Doch was interessiert mich eigentlich?“ Nach einem viermonatigen Praktikum in einer Kita stand sein Entschluss fest: „Ich werde Erzieher.“ Seit Sommer 2012 geht er seinem Traumberuf nach und macht eine berufsbegleitende Teilzeit-Ausbildung zum staatlich anerkannten Erzieher. Die Lehre findet an zwei Wochentagen an der Fachschule für Sozialwesen des *Bildungszentrums*

kreuznacher diakonie (BIZ) und an den restlichen Tagen in der Kita statt. Die dreijährige Ausbildungsform gehört zu einem Schulversuch des Landes Rheinland-Pfalz. Horlebein ist damit einer der ersten Azubis, die den Beruf in Teilzeit-Ausbildung erlernen.

An der Fachschule für Sozialwesen absolvieren jährlich 50 Personen die Erzieherausbildung. Davon stehen 25 Plätze in Teilzeitform zur Verfügung. „Wir haben jedes Jahr dreimal so viele Bewerbungen. Also müssen wir leider auch qualifizierten Bewerbern eine Absage erteilen“, sagt Dr. Dietmar Weigel, Geschäftsführer des *BIZ* und Schulleiter. „Vor zehn

Jahren war das noch anders. Doch heute gibt es einen Run auf die Plätze.“ Gesetzesänderungen und die Entwicklung der Betreuungsansprüche haben dazu geführt, dass die Anzahl der Kindertagesstätten stiegen und damit auch der Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften. Die PISA-Studie, das gestiegene Interesse an Bildungsprozessen sowie die Fortschritte in Erziehungswissenschaften und Frühpädagogik lenken die Aufmerksamkeit auf die Frühförderung von Kindern. „Das Bild des Erziehers ist in ein besseres Licht gerückt. Heute erfährt dieser Beruf Respekt und Wertschätzung. Das wurde auch Zeit“, betont der Schulleiter. ▶



Das Ziel, auf welches unser Seminar hinarbeitet, besteht vor allem darin, die jungen Mädchen dazu zu führen, daß sie das Wort des Herrn verstehen: ‚Weiset meine Kinder, das Werk meiner Hände, zu mir!‘ (Jes. 45,11)

Palmbblätter, 1908, S. 13, Hugo Reich

Dr. Weigel im Unterricht mit den Erzieher/-innen von morgen



Junge Frauen beim Werkunterricht an den Fachschulen für Sozialwesen um 1960

Qualifizierte Ausbildung von Anfang an

Bereits 1889 gab es in der *Stiftung kreuznacher diakonie* ein „Kleinkindererschulseminar“. Die anfangs einjährige Vollzeit-Ausbildung war den Schwestern des Diakonissen-Mutterhauses vorbehalten. Nach sieben Jahren durften erstmals „Mädchen, am besten zwischen dem 17. und 24. Lebensjahr, mit mindestens guter Volksschulbildung“ – wie Hugo Reich 1907 schreibt – also junge Frauen, die nicht dem Mutterhaus angehörten, das Seminar besuchen. Die „Seminaristinnen“ wohnten, lernten und arbeiteten zusammen auf dem Kreuznacher Anstaltsgelände. 100 D-Mark waren im Monat für Unterkunft, Verpflegung und Schulgeld zu zahlen. Von Beginn an wurde in der *Stiftung kreuznacher diakonie* großen Wert auf eine qualifizierte Ausbildung gelegt. So standen im Jahr 1907 Erziehungslehre, Deutsch, Geschichte, Naturgeschichte, Rechnen, Gesang, Handarbeit und Zeichnen auf dem Lehrplan. Hohen Stellenwert

hatte der Religionsunterricht, denn Ziel war es nach Reich, „die jungen Mädchen zu christlichen Charakteren“ heranzubilden.

„Lehrpläne und Lehrkräfte haben sich weiterentwickelt“

In der dreijährigen Ausbildung stehen nach wie vor „Basteln“, „Werken“ und „Musik“ auf dem Lehrplan. Dieses Lernmodul heißt heute „Persönlichkeitsentwicklung durch ästhetische Erziehung, kreatives Gestalten, Musik und Rhythmik fördern“. Im Vordergrund steht nicht wie früher die Vermittlung von Fertigkeiten, sondern die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder. Dabei gilt es, Kompetenzen zu fördern sowie Belastungen und Krisen zu erkennen. „Die Erzieherinnen und Erzieher von heute haben einen bedeutenden pädagogischen Auftrag. Der psychologische Anteil der Ausbildung ist enorm gewachsen. Das bedeutet, sie haben die Aufgabe, Entwicklungsprozesse genau zu beobachten, zu reflektieren und darauf abgestimmt zu

handeln. Wichtig ist es, Lebenssituationen und Konflikte richtig einschätzen zu lernen. Dafür sollte man sensibel sein und eine humanistische Grundhaltung besitzen“, definiert Weigel den Beruf heute. „Um diese Kompetenzen zu vermitteln, haben sich die Lehrpläne und die Lehrkräfte weiterentwickelt.“ Geändert hat sich auch der Religionsunterricht, der sich heute Religionspädagogik nennt. Den damit verknüpften Auftrag, den Hugo Reich in seinem Zitat beschreibt, spielt 125 Jahre später keine Rolle mehr. „Wichtig ist jedoch immer noch das Miteinander und der respektvolle Umgang“, erwähnt Weigel. Weiterentwickelt hat sich das Profil des Erziehers auch dahingehend, dass Männer den Beruf ausüben. „Ende der 1960er hat sich das Weltbild geändert und damit auch die Aufgaben der Männer in Erziehungsfragen“, erklärt der Diplom-Pädagoge Dr. Weigel. Bisher sind zehn bis 15 Prozent der Azubis männlich. Horlebein ist einer von ihnen: „Ich bin gern bei den ▶



Kindern und freue mich, dass ich einen Job habe, der mir Spaß macht!"

Der 30-Jährige hat sich für die Ausbildung an der Fachschule in Bad Kreuznach entschieden, da sich hier die Faktoren Spaß, Geldverdienen und Ortsnähe verbinden lassen. „Als Familienvater war mir wichtig, auch in der Ausbildung Geld zu verdienen und das kann ich mit dem Teilzeitmodell.“ Die Fachschule bietet außerdem Hospitationen in anderen Geschäftsbereichen der *Stiftung kreuznacher diakonie* an. „Das war eine positive Erfahrung. So konnte ich auch mal in einer Außengruppe mit Jugendlichen zusammen sein. Es kam zu einem intensiven Austausch unter Män-

nern. Aber mehr wird nicht verraten“, lacht Horlebein.

Intensive Zusammenarbeit geplant

Auch in Zukunft steht die Vernetzung mit den Geschäftsbereichen im Fokus. „Wir müssen die Vielfalt der kreuznacher diakonie nutzen“, sagt Weigel und schaut optimistisch auf die kommenden Jahre. Die Teilnahme an regionalen Ausbildungsmessen für alle Fachrichtungen des BIZ ist geplant. Besonders die Berufe in der Altenpflege und Heilpädagogik müssten den jungen Menschen schmackhaft gemacht werden, um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken.

„Die Jugendlichen suchen heute eine Tätigkeit, die sinn- und wertstiftend ist. Früher hieß es, dass man im Bereich Verwaltung oder im Bankensektor nie arbeitslos wird. Heute kann auch jeder Erzieher oder Altenpfleger sagen: Hier werde ich nie arbeitslos!“

Marcel Horlebein wird 2015 seine Ausbildung beenden und hat bereits eine feste Stelle in Sicht. Vielleicht hat er ja in zehn Jahren sein Ziel erreicht und ist Leiter des Kindergartens Oberhausen. ■

◀ Marcel Horlebein in der Vorbereitung für das BIZ-Volleyballturnier. Eine Gelegenheit für alle Klassen die Gemeinschaft zu fördern

Leichte Sprache

Marcel Horlebein arbeitet gerne mit Kindern zusammen.

Er macht eine Ausbildung zum Erzieher in Teilzeit.

Teilzeit bedeutet, dass er an zwei Tagen in die Schule geht

und an drei Tagen in einem Kindergarten arbeitet. Die Ausbildung dauert drei Jahre.

Diese Form der Ausbildung ist neu in Rheinland-Pfalz.

Die Schule, die Marcel Horlebein besucht, gehört auch zur kreuznacher diakonie.

Hier lernen viele junge Menschen einen Beruf.

Schon vor 125 Jahren haben junge Frauen eine Ausbildung zur Kindergärtnerin

in der kreuznacher diakonie gemacht. Seitdem hat sich das Berufsbild geändert.



PISA gibt Anstoß für Veränderungen

Das PISA-Programm der OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) untersucht und vergleicht die Leistungen von Schulen und Bildungssystemen weltweit. Dazu nehmen 15-jährige Schülerinnen und Schüler in den Bereichen Mathematik, Lesekompetenz und Naturwissenschaften an der Studie teil. Seit 2000 wird diese alle drei Jahre durchgeführt.

PISA, das übrigens für Programme for International Student Assessment steht, ist jedoch mehr als ein Schultest: Es werden umfangreiche Daten zum sozialen Hintergrund, Lernverhalten und Charakteristika der Schulen gesammelt. Dies ist wichtig, um einen Gesamteindruck der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren zu bekommen, die beeinflussen, wie gut Schülerinnen und Schüler abschneiden. Die PISA-Studie hat gesamtgesellschaftlich das Interesse an Bildung und deren Vermittlung erhöht. Somit hat sie auch Einfluss auf die Arbeit und Ausbildung von Erzieher/-innen. Die Erziehungswissenschaften haben sich intensiv mit der vor- und außerschulischen Bildung beschäftigt und deren Nachhaltigkeit und didaktisch-methodische Besonderheiten herausgearbeitet. Im frühpädagogischen Verständnis werden Bildung und Erziehung nicht voneinander unterschieden, sie sind vielmehr als ein zusammengehöriger Entwicklungsprozess zu sehen.

Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-Bank

IBAN DE50 1006 1006 1006 1006 40

BIC GENODED1KDB

Spenden, Zustiftungen und Nachlässe: Die *Stiftung kreuznacher diakonie* ist auf die Hilfe von Freundinnen und Freunden angewiesen. Sie unterstützen unsere Arbeit durch Geld- und Sachzuwendungen, durch Vermächtnisse und Zustiftungen. Diese Hilfen kommen unmittelbar den Menschen zugute, die Dienste der *Stiftung kreuznacher diakonie* und ihrer Geschäftsbereiche in Anspruch nehmen. Wir sind verpflichtet, Spenden zeitnah zu verwenden. Wenn Sie der *Stiftung kreuznacher diakonie* helfen wollen, beraten wir Sie gerne. Ebenso ist es möglich, sich persönlich von den vielfältigen Angeboten innerhalb der kirchlichen *Stiftung* ein Bild zu machen. Bitte nehmen Sie dazu Kontakt mit dem **Referat Öffentlichkeitsarbeit** auf (**Telefon: 0671 / 605 - 3605**). **Diakon Georg Scheffler-Borngässer** und **Diakon Benedikt Schöffeler** stehen Ihnen gerne zur Verfügung. Das **Referat Öffentlichkeitsarbeit** vermittelt Ihnen bei Bedarf auch Termine bei Pfr. Wolfgang Baumann oder Dr. Frank Rippel vom Vorstand der *Stiftung kreuznacher diakonie*.

Briefmarken sammeln: für die Diakonie Werkstätten Bad Kreuznach, Ansprechpartner: **Frank Reichard**, Telefon: **0671 / 605 - 3527**.

Geldspenden: Ab 15,01 Euro erhalten Spender/-innen unaufgefordert eine Zuwendungsbestätigung zur Vorlage beim Finanzamt. Es ist sehr hilfreich, wenn auf der Überweisung der vollständige Absender angegeben wird.

Spenden aus besonderen Anlässen: Aufrufe bei Jubiläen, Familienfeiern, Kondolenzspenden und weiteren besonderen Anlässen können zu einer Spende für die *Stiftung kreuznacher diakonie* werden.

Sachspenden: Das MarktHaus der Diakonie Werkstätten kreuznacher diakonie führt Haushaltsauflösungen und Entrümpelungen in der Umgebung von Bad Kreuznach durch. Haben Sie Möbel, Kleidung oder Hausrat, die/der zu schade zum Wegwerfen ist/sind, melden Sie sich bitte bei **Gerhard Klein**, Telefon: **0671 / 605 - 3791**.

Über die hier in Kürze vorgestellten Hilfen hinaus gibt es weitere Möglichkeiten, für Menschen in der *Stiftung kreuznacher diakonie* tätig zu werden. Bitte rufen Sie das **Referat Öffentlichkeitsarbeit** an (**Telefon: 0671 / 605 - 3605**).

Zustiftungen: Das Geld einer Zustiftung bleibt ungeschmälert erhalten, nur Kapitalerträge dürfen für das bedachte gemeinnützige und mildtätige Projekt verwendet werden. Zustiftende haben steuerliche Vorteile. Zzt. gibt es fünf Stiftungen zugunsten der Arbeitsbereiche der *Stiftung kreuznacher diakonie*:

- **H.F. Ewald'schen und Eheleute Dr. Heider'schen Stiftung** zugunsten allgemeiner Aufgaben der *Stiftung kreuznacher diakonie*
- **Diakonissenstiftung kreuznacher diakonie In Würde leben – In Würde sterben** zugunsten der Seniorinnen-/Senioren- und Hospizarbeit
- **Stiftung Leben mit Behinderungen kreuznacher diakonie** zugunsten von Menschen mit Behinderungen
- **Knobloch'sche Kinder-, Jugend- und Familienstiftung kreuznacher diakonie** zugunsten der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe
- **Stiftung Gemeinschaft gegen Armut** zugunsten der Wohnungslosenhilfe kreuznacher diakonie.

Testamentsgestaltung: Erblasser können schon frühzeitig festlegen, wenn sie Teile ihres Vermögens der *Stiftung kreuznacher diakonie* zu einem genau vorbestimmten Zweck hinterlassen möchten. Im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten beraten wir oder helfen bei der Suche nach einem Rechtsbeistand.

Ihre Ansprechpartner



**Referatsleiter
Öffentlichkeitsarbeit**
Diakon
Georg Scheffler-Borngässer

Tel. 0671 / 605 - 3724
georg.scheffler@
kreuznacherdiakonie.de



Spenden/Nachlässe:
Diakon
Benedikt Schöffeler

Tel. 0671 / 605 - 3605
spenden@
kreuznacherdiakonie.de



**Service Raumvergabe
Stiftung:**
Diakon Bernd Lange

Tel. 0671 / 605 - 3204
bernd.lange@
kreuznacherdiakonie.de



Besucherführungen:
Pfarrer
Wolfgang Müller

Tel. 0671 / 605 - 3269
muellewo@
kreuznacherdiakonie.de

Freuen Sie sich auf die nächste
offene tür im September 2014

Und das erwartet Sie:

Schwerpunktthema

Leben im Alter



Stiftung kreuznacher diakonie · 125+

Lesen Sie Auszüge aus der im Herbst erscheinenden
Monografie von Dr. Ulrike Winkler zur Geschichte
der *Stiftung kreuznacher diakonie*



Fünf Jahre INES

So lief der Aktionstag



INES 
Initiative Nahe engagiert sich.

125+

nicht aufhören anzufangen

Termine

Mai | 2014

Gottesdienst zur Eröffnung des Jubiläumsjahres der Stiftung kreuznacher diakonie
mit dem Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Manfred Rekowski, Sonntag, 18. Mai, 10 Uhr in der Diakonie Kirche, Ringstraße 58, Bad Kreuznach

Eröffnung der Jubiläumsausstellung der Stiftung kreuznacher diakonie

Sonntag, 18. Mai, im Anschluss an den Gottesdienst, Theodor Fliedner Halle. Die Ausstellung wird von Montag, 19. Mai, bis Sonntag, 1. Juni, in der Diakonie Kirche. Montag, 2. Juni, bis Montag, 23. Juni, im Diakonie Krankenhaus und danach an unterschiedlichen Standorten der Stiftung zu sehen sein.

Juni | 2014

Ausstellung „diakonieArt: Bibelworte in Kunstwerke interpretiert“

Sonntag, 22. Juni, bis Sonntag, 14. September, in der Diakonie Kirche. Die Ausstellung beginnt mit einem Themengottesdienst am Sonntag, 22. Juni um 10 Uhr in der Diakonie Kirche. Am Sonntag, 6. Juli, und am Sonntag, 14. September, steht erneut ein Kunstwerk im Mittelpunkt.

Sterntreffen der Mutterhäuser

in Bad Kreuznach, Dienstag, 24. Juni

„diakonieBewegt“

von Bad Sobernheim nach Bad Kreuznach, Sonntag, 29. Juni. Los geht es mit Fahrrad, dem Rollstuhl oder zu Fuß um 9 Uhr vor der evangelischen Kirche in Bad Sobernheim

Juli | 2014

Hugo-Premierung im Cineplex Bad Kreuznach

Dienstag, 1. Juli: Ab 18 Uhr werden im Kino in Bad Kreuznach die Preise für die besten Filmbeiträge für den Videowettbewerb verliehen

diakonieTag in Bad Kreuznach

Samstag, 12. Juli, Beginn: 11.30 Uhr mit einer Andacht in der Diakonie Kirche, Ende: 16.45 Uhr mit Abschlusseggen in der Diakonie Kirche

Pressefahrt

Montag, 21. Juli, bis Mittwoch, 23. Juli

September | 2014

Mitgliederversammlung des Bundesverbandes evangelischer Behindertenhilfe
Sonntag, 21. September, bis Dienstag, 23. September, in der Theodor Fliedner Halle

Oktober | 2014

Jahresfest der Stiftung kreuznacher diakonie

Sonntag, 12. Oktober, in der Diakonie Kirche, Ringstraße 58 in Bad Kreuznach, Beginn: 10 Uhr mit einem Festgottesdienst in der Diakonie Kirche

Ausstellung „diakonieArt: Bibelworte in Kunstwerke interpretiert“

Montag, 27. Oktober, bis Sonntag, 16. November, in der Krankenhaus-Kapelle im Evang. Stadtkrankenhaus Saarbrücken (EVK), Großherzog-Friedrich-Straße 44, Saarbrücken. Am Dienstag, 4. November, findet ein Themengottesdienst in der Krankenhaus-Kapelle statt. Die Ausstellung wird am Donnerstag, 13. November, um 18 Uhr mit einer Finissage in der Krankenhaus-Kapelle ausklingen.



Infos, Veranstaltungstermine, Stellenausschreibungen usw. der Stiftung kreuznacher diakonie finden Sie auch bei Twitter - schauen Sie doch mal rein unter www.twitter.com/xnacherdiakonie